Die

Politische Dichtung in Deutschland.

Ein Beitrag zu ihrer Geschichte während der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts.

Mit einer Arbeit über:

Friedrich von Sallet. Sein Leben und seine Werke

als

Inaugural-Dissertation

der

Hohen Philosophischen Fakultät der K. Ludwig-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt von

Paul Traeger.

Berlin.

Druck von F. W. Schapke.

1895.

Die

Politische Dichtung in Deutschland.

Ein Beitrag zu ihrer Geschichte während der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts.

Mit einer Arbeit über:

Friedrich von Sallet. Sein Leben und seine Werke

als

Inaugural-Dissertation

der

Hohen Philosophischen Fakultät der K. Ludwig-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt von

Paul Traeger.

Berlin.

Druck von F. W. Schapke.

1895.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41546017_0096

Die nachfolgenden Studien über die politische Dichtung legte ich im Sommer 1893 der hohen philosophischen Fakultät der Universität München als Theil einer Arbeit über „Friedrich von Sallet, sein Leben und seine Werke" vor. Der Beschäftigung mit diesem Dichter verdankten sie hauptsächlich ihr Entstehen. Um den letzten Theil seiner Wirksamkeit zu verstehen, deren Ausdruck die „Ernsthaften Gedichte" sind, war es nöthig, ein genaueres Bild von den politischen Bewegungen der Zeit zu gewinnen, welche in der Lyrik ein so lebhaftes Echo fanden. Eingehende, litterarhistorische Arbeiten über die politische Dichtung fehlen beinahe ganz; ich war also wesentlich nur auf eigene Studien darüber angewiesen, deren Frucht der nachfolgende Beitrag zu ihrer Geschichte ist.

Für mannigfachen wissenschaftlichen Rath und Beistand bei der Abfassung fühle ich mich besonders Herrn Prof. Muncker verpflichtet und möchte nicht unterlassen, ihm auch an dieser Stelle aufrichtigen Dank zu sagen.

P. T.

I.

Die ersten Keime.

Die tiefe Erniedrigung der napoleonischen Fremdherrschaft hatte zum ersten Mal das deutsche Volk zu einem starken, politischen und nationalen Empfinden gereift. Der moralische und materielle Druck hatte einen gemeinsamen Haß erzeugt, durch welchen es sich zu gemeinsamer That zusammenfinden konnte. Deutsche Dichter, allen voran Heinrich von Kleist, waren von der uninteressierten Höhe der schönen Kunst herabgestiegen, um mit ihren Gesängen diesen Haß zu schüren und das sich regende Gefühl zu thatbereiter Begeisterung zu entflammen. Die Lieder von Arndt, Körner und Schenkendorf hatten die Kämpfer im Felde begleitet; die einzelnen Ereignisse und die Männer des Kampfes hatte besonders Fr. Rückert in seinen kriegerischen Spott- und Ehrenliedern gefeiert. Der Freiheitskrieg war eine Erhebung und ein Sieg des Volkes gewesen, ein Umstand, dessen man sich mit Stolz bewußt war. Preußens König hatte sich ausdrücklich an sein Volk gewandt, und Theodor Körner in seinem Aufruf gesungen: „Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen."

Nach langer Zeit hatte sich die vielköpfige Nation deutscher Zunge wieder einmal in Einigkeit beisammen gesehen; es war nur natürlich, daß das politische und nationale Interesse, gekräftigt in der erhebenden Stimmung des Sieges, diese Einheit auch für die Zukunft in festerer Form zu wahren wünschte. Man hatte vor dem Krieg die Göttin der Freiheit beschworen, und in der deutschen Dichtung wurde damals zuerst der Begriff der Freiheit an sich zum Vorwurf der Lyrik, wie er es vier Jahrzehnte hindurch mehr und mehr werden sollte. Wie später Herwegh forderte Körner: „Der Freiheit eine Gasse", allerdings dachte er noch, anders wie jener, nur an die Freiheit von der Fremdherrschaft. Und nur diese schwebt Rückert in den Geharnischten Sonetten vor:

> Was schreibest Dichter du? „In Gluthbuchstaben
> Einschreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
> Das seine Freiheit nicht darf denken wollen."[1]

[1] Schluß des III. Sonetts.

Auch E. M. Arndt denkt an keine andere Freiheit, wenn er Gott das Eisen wachsen läßt, weil er keine Knechte wollte; doch schon bei ihm und noch mehr bei Schenkendorf zeigt sich im Keim die Unbestimmtheit des Begriffes, und jenes unklare, allgemeine Sehnen und Schwärmen von Freiheit, das sich bei den Nachfolgern vollständig zur geliebten Phrase entwickelte. Es sei nur an die IV. Strophe von Arndts Bundeslied und an Schenkendorfs Gedichte „Freiheit" und „Festlied" erinnert.

Es lag nicht fern, daß sich damals auch ein Theil des deutschen Volkes den Begriff mit einem weiteren Inhalt einprägte. Die Proklamation von Kalisch hatte Hoffnungen rege gemacht, die eine freiheitlichere Gestaltung im Innern der deutschen Staaten verhießen, und mit gespannter Erwartung sah man ihrer Erfüllung entgegen.

Es ist in der deutschen Litteraturgeschichte hergebracht, die Dichtung der Freiheitskriege im Gegensatz zu der politischen der dreißiger und vierziger Jahre als historische oder patriotische zu bezeichnen. Es ließe sich darüber streiten, wie weit sich diese verschiedene Benennung überhaupt aufrecht erhalten läßt. Denn wenn man als politische Dichtung schlechthin eine jede bezeichnen will, die einen politischen Zweck verfolgt, dann müßte man wohl auch die Lieder Körners dazu rechnen; sucht man jedoch den Unterschied darin, daß die eine aus stark erregtem Vaterlandsgefühl heraus nur das allgemeine Ziel seiner Größe im Auge habe, während die andere für verstandesmäßige, politische Einzelfragen Partei ergreife, dann hat jedenfalls die Sonderstellung nach Beendigung der Feldzüge ihre Berechtigung verloren.

Dieselben Dichter, welche den Krieg gesungen und begleitet hatten, wurden auch die Interpreten der politischen Wünsche, welche das deutsche Volk für den Frieden hegte. Schon im Juli 1813 hatte Schenkendorf einen Theil derselben ausgesprochen:

Deutscher Kaiser! deutscher Kaiser!
Säumst du? schläfst du? Auf, erwache!
Komm' zur Sühne, komm' zur Rache. —
Sei ein Rudolf, sei ein Karl!

Ruf' uns in des Reiches Namen,
Lenk' uns mit den alten Fahnen,
Auf des deutschen Adlers Bahnen
Blüht uns immer noch der Sieg.[1]

[1] „Die Deutschen an ihren Kaiser." Gedichte. S. 124.

Und im engsten politischen Sinne läßt Rückert die Freiheit, welche einst nach England geflohen war und nun zurückkehrt, den deutschen Fürsten zurufen:

„O baut mir meinen Tempel
Nach Albions Exempel."[1]

In der That schien gerade diese Bitte nicht vergebens zu sein. Die Hoffnung auf eine Verfassung wurde nach dem Krieg nochmals durch ein Versprechen gekräftigt, dessen gesetzwerthige Form für ihre baldige Erfüllung zu bürgen schien. Am 22. Mai 1815 erließ der König von Preußen die bekannte Verordnung, deren erster Paragraph die Bildung einer Repräsentation des Volkes versprach. Es ist dies für das Verständnis der späteren politischen Dichtung nicht unwichtig; denn bis an ihr Ende kehrt das Motiv des gebrochenen Königswortes immer und immer wieder, und weniger an die allemeinen Verheißungen vor dem Kriege ist dabei zu denken als an diese bindende Zusage.

Das Ergebnis des Wiener Congresses war für die zuversichtlichen Erwartungen, welche das deutsche Volk für seine inneren politischen Verhältnisse gehegt hatte, eine bittre Enttäuschung, und wieder waren es dieselben Dichter, welche ihr einen poetischen Ausdruck gaben. Schenkendorf betrachtete die Rückkehr Napoleons wie eine Schickung Gottes, der ihn als heiliges Werkzeug brauche:

„Ob wieder zur Ermannung
Mein Volk Dein Anblick reißt."[2]

Direkt auf die Congreßverhandlungen dürfen wir es beziehen, wenn er sagt:

Der sprach von Fürstenehre,
Und nicht von Fürstenpflicht,
Der nannte seine Heere
Und nicht sein Recht Gewicht.
— — — — — — —
Es zehrt am innern Leben
Geheimes feines Gift,
Zu bald wird uns entschweben
So freies Wort als Schrift.

Der Volksgeist, hoch beschworen
Zum Retter in der Noth,
Vergessen und verloren,
Wo bleibt er? Ist er todt?
Er muß sich wohl verbergen,
Daß ihn kein Auge schaut,
Weil Sündern und weil Zwergen
Vor seinem Anblick graut.

[1] Zeitgedichte, „Der rückkehrenden Freiheit Lied".

[2] Gedichte, „Gebet" 1815. S. 279. vergleiche auch: „Neuer Schwur" Strophe III.

In der leichten, spöttischen Weise, wie später besonders Hoffmann v. Fallersleben die politischen Vorwürfe behandelt, benützt Rückert den Verlauf des Congresses und giebt dabei mit Glück dem Ausspruch des Fürsten von Ligne: »Le Congrès danse, mais ne marche pas« eine dichterische Uebersetzung:

Was hat Herr Congreß in Wien gethan?
Er hat sich hingepflanzt,
Und hat nach einem schönen Plan
Anstatt zu gehn getanzt;
Frau Deutschheit war die Tänzerin,
Umtanzen mußte sie her und hin,
Was war ihr Gewinn?
Im Schwung französischer Tänze
Verlor sie vom Haupte die Kränze.

Und als Herr Congreß nun müde ward
Von all dem Saus und Braus,
Tanz, Karussel und Schlittenfahrt
Und Turnier, da turniert' er nach Haus.
Frau Deutschheit, und wenn du's zufrieden bist,
So lad' ich dich ein auf andere Frist,
Wann Zeit dazu ist,
Zu Frankfurt an dem Maine,
Da warte, bis ich erscheine.

Du sollst mich als deutscher Bundestag
Maskiert auftreten sehen;
Wir wollen, wenn's Gott gefallen mag,
Uns wieder im Kreise drehen.
Frau Deutschheit, erhalte mir deine Huld,
Und falle mir nicht in Ungeduld!
Die Zeit ist schuld,
Daß alles mit Schaugepränge
So geht in die Breit' und Länge.[1]

Den Befürchtungen, welche sich an den Congreß knüpften, giebt Fr. Gottlob Wetzel in einem Gedicht Ausdruck, das er an demselben richtete:[2]

Wir dachten, es sei in der Gluth
Das Eisen am besten zu schmieden;
Nun fassen die Bösen wieder Muth
Und trotzen auf den Frieden;
Was die herrliche Leipziger Schlacht verscheucht,
Manch giftig Ungeheuer kreucht
Auf's neu' aus seinen Löchern.

---

[1] Zeitgedichte, Herr Congreß.

[2] F. G. Wetzel, Ges. Ged. her. v. Funck, Leipzig 38. S. 316: An den Wiener Congreß.

Helf Gott, ich sei ein falscher Prophet,
Doch ahnet mir nichts Gutes,
Als würde wiederum gesä't
Eine neue Saat des Blutes:
Das hundertköpf'ge Ungethüm,
Ein Wunder wär' es, wenn von ihm
Die Einheit sollte kommen!

Der Congreß war nur das Vorspiel einer langen, trüben Periode reactionärer Maßregeln, die jetzt mit rücksichtsloser Härte den Geist verfolgten, welcher Deutschland zum Freiheitskampf stark gemacht hatte, den es sich nach dem Kampf zu bewahren strebte. Die Besten der letzten Jahre, Männer wie Arndt und Jahn, wurden die ersten Opfer der veränderten Zeit. Das junge, politische Interesse, welches sich mit so frischer Energie beim Ausbruch des Krieges bewährt hatte, ward auf eine Probe gestellt, der es nicht gewachsen war. Ebenso rasch und kräftig, wie sich der deutsche Volksgeist erhoben hatte, ebenso schnell und widerstandsschwach verfiel er in Abspannung und Apathie. Und wer nicht zurückfiel in die alte verderbliche Gleichgültigkeit, überließ sich träge seinem Mißmuth und passiver Trauer, oder hielt sich in zaghafter Furcht zurück. So kann L. Uhland, wenn er 1816 den Jahrestag der Leipziger Schlacht besingt, die beschämende Frage thun:

Man sprach einmal von Festgeläute,
Man sprach von einem Feuermeer;
Doch, was das große Fest bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?[1]

Denn leider auch das Volk muß er an jenen Tag erinnern, den die Fürsten vergessen haben, mitsammt den Pflichten, die er ihnen auferlegte. Es ist wohl das erste Beispiel, wie die Mahnung an das ungelöste Versprechen Motiv der politischen Lyrik wird:

Ihr Fürsten! seid zuerst befraget:
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sie erprobt,
So ist's an euch, nicht zu vertrösten,
Zu leisten jetzt, was ihr gelobt.

---

[1] „Am 18. Oktober 1816."

„Ihr Völker! die ihr viel gelitten,
Vergaßt auch ihr den schwülen Tag?
Das Herrlichste, was ihr erstritten,
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt,
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt.[1]

Wenn er auch manches Auge flammen sah, sagt der Dichter am Schluß:

„Untröstlich ist's noch allerwärts",

und aus der Eingangsstrophe spricht die grollende Stimmung, die der schnelle Wandel der vaterländischen Dinge bei Vielen erzeugt hatte:

Wenn heut ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied wie Schwertesstreich,
Nicht so, wie ich es künden werde,
Nein, himmelskräftig, donnergleich.

Das Gedicht Uhlands ist noch in anderer Beziehung typisch. Es ist eins der vielen Beispiele, wie die Dichtung damals mit Vorliebe an die Gedenktage der Schlachten anknüpft, um ihr staatliches Interesse zu bezeugen. Besonders die Jahresfeier von Leipzig wurde für das deutsche Volk bald der einzige legitime Erinnerungstag, an dem die müdgewordenen Wünsche und Hoffnungen jener regen Zeit noch einmal durchlebt wurden. Nur mit Mißvergnügen sahen daher die Regierungen die Feier, und in Württemberg entschloß man sich kurz, sie ganz zu verbieten. Es lag nahe, daß auch die Dichter, soweit sie sich von dem verpönten Geiste anregen ließen, hier einsetzten. Bereits 1815 hatte Uhland in gleichem Sinne der Völkerschlacht gedacht,[2] und 1817 entstand im Juni, dem Monat von Waterloo, der „Nachruf" an die Kämpfer. Nicht minder wie durch seine überlegene, dichterische Begabung, überragt Uhland die Mitkämpfer dieser vorbereitenden Epoche durch seine entschiedene, persönliche Haltung. Seine Zeitgedichte sind ehrende Zeugnisse seines männlichen Charakters, der wiederum auch für ihn als Dichter eine besondere Stellung dem politischen Stoff gegenüber bedingte. So erfüllt ihn Zorn, wo Andre klagen; er hofft nicht und bittet nicht und träumt nicht von Freiheit: Er kämpft einfach um des

[1] „Am 18. Oktober 1816."
[2] „Am 18. Oktober 1815."

Volkes Recht. Der politische Gedanke mag noch so verstandesmäßig und spröd für die poetische Gestaltung sein, er verschmäht es, ihn allgemein zu wenden. In dem „Nachruf" handelt es sich um das rechtliche Verhältnis zwischen Fürst und Volk, oder wie der Dichter es nennt, den Vertrag:

Die Gnade fließet aus vom Throne,
Das Recht ist ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdensohne,
Es quillt in uns wie Herzensblut;
Und wenn sich Männer frei erheben
Und treulich schlagen Hand in Hand,
Dann tritt das innere Recht ins Leben,
Und der Vertrag giebt ihm Bestand.

Wie man sieht, hat er hier die Gefahr, prosaisch zu werden, nicht überwinden können. Aber auch der Inhalt der ersten Strophe ist nur Verstand und Gedanke, und doch erhebt sich ihr Pathos und der stolze, beinahe drohende Ton zu poetischer Wirkung:

Noch ist kein Fürst so hoch gefürstet,
So auserwählt kein ird'scher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann,
Daß er allein in seinen Händen
Den Reichtum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuspenden
So viel, so wenig ihm gefällt.

Und wohl der kühnste Ausdruck, den der verbrecherische, „revolutionäre" Geist in der Dichtung jener Zeit gefunden hat, dürften die knappen, entschiedenen Verse sein:

Ob einer im Palast geboren,
In Fürstenwiege sei gewiegt,
Als Herrscher wird ihm erst geschworen,
Wenn der Vertrag besiegelt liegt.

Eine derart klare Rede sollte bald sehr selten werden. Dem „Oktoberfeuer" widmet Rückert noch ein Gedicht, und ebenso giebt F. G. Wetzel eine Reihe von Liedern auf „Aller-Deutschen-Fest", am Gedenktag von Leipzig zu singen.[1]

---

[1] Schriftproben v. F. G. Wetzel. 2. Bändchen, Bamberg 1818. Vergl. ferner die Sammlung: Vaterlandslieder aus dem 1. Jahrzehnt nach der Leipziger Schlacht. Von einem jungen Wehrmann. Cassel 1863. Als Beispiel, wie man weiter an das Versprechen mahnt, s. S. 19: Zum 18. Okt. 1820:

Warum hast Du Höchstes uns versprochen?
Opfernd zahlte Deutschland Dir!
Nur die Eine Kette ward gebrochen,
Und gekettet blieben wir!

Einige muthige Publicisten, wie Görres im „Rheinischen Merkur", pflegten den freiheitlichen Geist. Er lebt fort in den Verfassungskämpfen der Einzelstaaten, und dem von Württemberg verdanken wir Uhlands prächtige Gedichte fürs „gute, alte Recht". Er findet Zuflucht auf den Universitäten und jugendlicheifrige Vertreter in den Turner- und neugegründeten Burschenschaften. Die Sammlung der Brüder Ad. Ludw. und Karl Follen: „Freie Stimmen frischer Jugend" (1819) sind der dichterische Ausdruck dieser Bestrebungen. Doch die politischen Verfolgungen werden drückender und mehren sich. Die Karlsbader Beschlüsse stellen das gesammte Unterrichtswesen unter polizeiliche Aufsicht; jede Druckschrift unter zwanzig Bogen wird der Censur unterworfen, und gerade Preußen hatte während der Berathungen immer die härtesten Anträge gestellt.[1] Mit der größten Strenge verfolgten die Bundesregierungen die Burschenschaften, so daß August von Binzer bei ihrer Auflösung singen konnte:

Sie lugten, sie suchten
Nach Trug und Verrath,
Verleumdeten, verfluchten
Die junge, grüne Saat.

Mit allen Mitteln wurden die freiheitlichen Ideen unterdrückt; jede Aeußerung einer solchen wird gefährlich. Es ist klar, daß damit auch in der Dichtung die politischen Beziehungen spärlicher werden. Wo sie uns noch begegnen, dann geschieht es im Ton der Trauer um die vergangenen Tage. So singt A. L. Follen:

O holde, goldene Wonnetage
Funkensprüh'nder Begeisterung!
Wild in dem Pulverdampf schwankte die Wage!
Jubel erscholl, da verstummte die Klage;
Sternan loderte Freiheitsbrand!
Ach, er schwand, o Vaterland![2]

In den Jahren 1822—24 widmete W. Hauff der Feier von Waterloo vier Gedichte; ihre schwache Hoffnung wird übertönt von der Klage:

Ganz anders wird jetzt vorgesungen,
Ganz andere Weisen spielt man vor.[3]

---

[1] Vgl. v. Sybel, Begründung des deutschen Reiches. I. 57.

[2] Harfen-Grüße aus Deutschland, Zürich 1823. „Das Lied der Freunde."

[3] „Zur Feier des 18. Junius" IV. 1824.

Derselbe Dichter wendet sich „An die Freiheit"; er glaubt an ihre Wiederkehr, aber früher noch an sein Grab. Mit einer bangen Frage gedenkt H. F. Maßmann der Leipziger Schlacht:

Neu ersteht die grüne Saat:
Sommer sammelt ein die Garben;
Aber keiner denkt der That,
Die das Feld erkauft mit Narben.

Daß dort Blut der Väter rann,
Wo das Brot den Söhnen keimet:
Ach, wann bricht der Morgen an,
Den die Helden dort geträumet? —[1]

Und Julius Mosen preist im schlichten Ton des Volksliedes die gefallnen Kämpfer glücklich, die sich dort „ein freies Vaterland mit eiserner Elle zu kaufen" gedachten:

Was fraget ihr, Todesgenossen,
Die ihr da unten ruht:
Was half es, daß es geflossen
So viel vom rothen Blut?

Wer kann euch Antwort sagen,
Wer sagen solches Leid?
Wohl euch, daß ihr erschlagen,
Daß ihr erschlagen seid!

Am bittersten ist die Art, wie Chamisso 1827 die Erinnerung an Leipzig auffrischt. „Der Invalid im Irrenhaus" hat dort sein Blut vergossen im Glauben an die Freiheit. „Was ein Thor nicht Alles glaubt!" Jetzt liegt er gebunden und bewacht:

Schrei' ich wüthend noch nach Freiheit,
Nach dem bluterkauften Glück,
Peitscht der Wächter mit der Peitsche
Mich in schnöde Ruh' zurück.

So führen vereinzelte Spuren auch durch das dritte Jahrzehnt. Im Ganzen aber ist es still geworden. Das politische Interesse des deutschen Volkes und das seiner Dichter scheint nach dem kurzen Aufschwung erkaltet. Die Wünsche und Hoffnungen müssen schweigen, und die freiheitlichen Sympathien suchen sich die Befriedigung, welche sie im eignen Hause nicht finden können und dürfen, in enthusiastischer Theilnahme an den freiheitlichen Bewegungen fremder Völker. Mit

---

[1] H. F. Maßmann, Armin's Lieder, München 1839. „Winter 1825".

[2] Mosen, Julius, Gedichte, Leipzig 36. „Die Völkerschlacht bei Leipzig."

Jubel oder Trauer, wie einer eignen Sache, folgt man dem Aufstand der Griechen; deutsches Geld und deutsche Lieder suchen ihren Kampf zu unterstützen. Noch stand hier die lokale Entfernung einer umfassenderen Rückwirkung auf den deutschen Volksgeist entgegen. Erst der Ausbruch der Julirevolution wirkte in stärkerem Maße neu belebend auf das welke politische Bewußtsein. Wie ein Brand bei günstigem Wind fegte von Paris aus der revolutionäre Geist durch ganz Europa; in Belgien, der Schweiz, Italien flammte er auf, und selbst in mehreren Staaten Deutschlands, wie in Braunschweig, Sachsen, den beiden Hessen, brachen noch im gleichen Jahre Tumulte aus. Gleichwohl ist die unmittelbare Rückwirkung all dieser Bewegungen auf die Dichtung eine nur geringe. Chamisso ruft den Mächtigen der Erde seine „Mahnung" und sein „Momento" zu und läßt den „vertriebenen König" die Erkenntniß aussprechen:

„Nur mächtig ist, den seine Völker lieben,
Denn über uns ist ihnen Macht verliehen!"

Entschiedener regen die Ereignisse Platen an. Im „Aufruf an die Deutschen" (11. Dez. 1830) fordert er sie auf, „eins mit den großen Franken", die kleine Tyrannei der Metternich und Nesselrode zu stürzen:

„Aus Europa muß hinaus
Jeder absolute Graus!"

Und warm tritt er für die neue Zeit und die beiden Hauptforderungen der Revolution einem Ultra gegenüber ein:[1]

Es führt die Freiheit ihren goldnen Morgen
Im Strahlenglanz herbei!
Im Finstern, sagst du, schlich sie lang verborgen:
Das war die Schuld der Tyrannei.
— — — — — — — — — —

Den Herrscher, sagst du, soll ein Zepter zieren,
Das unumschränkt befiehlt;
Als stünd' ein Mensch er zwischen wilden Thieren,
Nach denen seine Flinte zielt!

Du willst der Rede setzen ihre Schranke,
Einkerkern Schrift und Wort?
Umsonst! Es wälzt sich jeder Gluthgedanke
Bacchantisch und unsterblich fort!

Im Februar 31 entstand noch die Ode „Herrscher und Volk:" Wer die Freiheit zu künden wagt, den trifft der Tod; aber das Volk

[1] „An einen Ultra", Febr. 31.

bedarf des Dichters: „welcher erzählt, wie schnell

Zusagen wehn aus fürstlichem Mund und, ach!
Gleichschnell verweht sind, wie man Schwüre
Bricht in der Nähe des Pols und südwärts!"

Es sei hier noch an „Das Reich der Geister" und „An einen deutschen Staat" erinnert. Für die kühlen Verächter dieser ganzen Tendenzpoesie sei nebenbei bemerkt, daß Platen die angeführten Gedichte in die zweite Ausgabe aufnahm und sie also selbst zu seinen besten rechnete!

Den neuen Stern, der an der Seine aufgegangen und allen Ländern das Heil verkündet, begrüßt auch Wilhelm Zimmermann:

„Man hat den Stern gesehen,
In Flandern, in Brabant,
Am Po, den Pyrenäen,
Im ganzen deutschen Land."[1]

Einen ungleich eindrucksvolleren Niederschlag fanden die französischen Ereignisse in Boernes Briefen aus Paris. Sie erregten auf der einen Seite den heftigsten Widerspruch, auf der anderen die lebhafteste Begeisterung. Als er 1832 persönlich auf dem Hambacher Fest erschien, feierte man ihn als den Vater der vaterländischen Bewegung, und während der ganzen Epoche der politischen Dichtung ist er als der tatellose Apostel der Freiheit verherrlicht worden.[2]

Für das Eindringen gleichzeitiger, politischer Stoffe in die deutsche Dichtung wurde wichtiger als die französische Bewegung die polnische. Wie die flüchtigen Kämpfer, welche nach ihrer Unterdrückung durch Deutschland zogen, überall mit der wärmsten Theilnahme aufgenommen und gefeiert wurden,[3] so ward für die deutschen Dichter der Pole zum Typus der unterdrückten Freiheit. Daß die Poesie gerade ihn und seinen Aufstand zum Lieblingsvorwurf nahm, läßt sich wohl erklären.

---

[1] „Gedichte" Stuttgt. 32. S. 250. — Wie befreiend die Nachricht aus Paris wirkte, ist hübsch illustrirt in A. Ruge's beiden Elegien: Im Januar 1830 und im Juni 1830; s. Ruge's poetische Bilder, Leipzig 1847. S. 187.

[2] U. A. von: Sallet, Dingelstedt, Wolfg. Müller, L. Otto, Lüning, L. Pfau 2c. Bis zur komischen Wirkung bleibt er sich bei K. Beck (Sein Tod) auch nach seinem Ende treu:.

„Ob auch die Himmel um ihn tagen —
Ob auch ihr Thor geöffnet sei —
Er wird den Gott zuerst befragen:
Ist man in deinem Himmel frei?"

[3] Vergl. Treitschke, Deutsche Gesch. im 19. Jahrh. IV. S. 60. — Prutz R. Kleine Schriften zur Politik und Litteratur. 1847. I. S. 303.

Seine Figur hatte man persönlich kennen gelernt, die einzelnen Kämpfe aus lebendiger Erzählung. Die allgemeine Sympathie machte es zur dankbaren Aufgabe, sie zu schildern. Der weitverbreitete Haß gegen die Russen und Kosaken, der schon früher, z. B. in Platens „Aufruf", scharf hervortritt, kam ihnen ebenfalls zu Gute. Graf Platen dichtete seinen Cyclus der Polenlieder[1] und Lenau während seines Heidelberger Aufenthaltes im Winter 31 seine Gedichte: „In der Schenke" und „Der Maskenball" zu denen später noch „Die nächtliche Fahrt", „Die beiden Polen", und „Der Polenflüchtling" kamen.[2] Doch dies ist nur der kleine Anfang einer ungezählten Menge deutscher Dichtungen, welche die Epidemie der Polenschwärmerei zwei Jahrzehnte hindurch in ununterbrochner Folge erzeugte. Es giebt bis zum Jahre 1850 fast keinen Dichter, der nicht wenigstens einmal zu Polens Ehr' und Preis seine Leyer angestimmt hätte; es erscheint. keine lyrische Sammlung, in der sich nicht Polenväter und Söhne, Mütter und Töchter in edler, tragischer Haltung herumtreiben: bleich und abgehärmt, laut oder stumm vor Schmerz, schwörend und weinend, fluchend und sterbend, heimatherseh nend und Rache brütend, meist aber hungernd und bettelnd. Besonders die letzte Vorstellung scheint die guten Deutschen gerührt zu haben: Ein edler Woiwode, ein Held von Ostrolenka, der um milde Gaben bittet! Nur ein Beispiel mag illustrieren, welch' köstliche Blüthen diese Poesie selbst bei begabten Dichtern trieb. Moritz Hartmann[3] verbietet einer schönen Polin zu lachen:

Auf einem Polenangesicht
Gleicht Lachen unheilvollen Sünden.

---

[1] Zwei von ihnen „Mächtiger, der du als Empörer" und „die Lüfte weh'n so schaurig" ausgenommen, wurden sie erst im Jahre 1839 in Straßburg gedruckt: Gedichte aus d. ungedruckten Nachlasse des Grafen A. v. Platen-H. In der Einleitung dieses Druckes wird gesagt, daß der Fürst, an welchen das Gedicht: „An einen deutschen Fürsten", gerichtet sei „auf die Zusendung sehr höflich habe antworten lassen." So viel wir ermitteln konnten, ist diese Notiz die einzige Quelle des vielverbreiteten Gerüchts von der Sympathie Friedrich Wilhelm IV. für die Polen. — „Offener und entschiedener hatte bis dahin kein deutscher Dichter, selbst Walther von der Vogelweide, an den polit Dingen seiner Zeit sich beteiligt, als Platen in diesen Polenliedern." Gödeke R. Biogr. Einleitung zur Ausg. in Cotta's Weltlitteratur. S. 34.

[2] In der ersten Sammlung der Ged. vom J. 1832 sind als Polenlieder bezeichnet: In der Schenke, Der Maskenball, und der Polenflüchtling. Im Jahre 1832 entstand auch die Uebersetzung nach Antoniewicz: Abschied von Galizien; in der Ausg. von Grün unter den Jugendgedichten; von andern Herausgebern den Polenliedern beigedruckt.

[3] Kelch und Schwerdt, „Einer schönen Polin." Leipz. 1845.

Das läßt sich ja noch begreifen, aber die Aermste darf auch nicht weinen:

Du darfst nur seufzen — weinen nie —
Das darf nur Glückliche beglücken —
Doch nimmer Helden, nimmer die,
Die noch die Sklavenfesseln drücken.

Dein schwarzes Haar, dein dunkler Blick,
Sie müssen einem Bahrtuch gleichen
Auf einem todten Lebensglück,
Grablichtern um geliebte Leichen.

Zwei Momente können uns diesen merkwürdig andauernden Polentaumel begreiflich machen. Einerseits war der Aufstand der Befreiungskampf einer Nation gegen einen fremden Herrscher, und erinnerte das deutsche Volk an die eignen Tage des Handelns und Hoffens; andrerseits ist es psychologisch wohl verständlich, daß ein Volk, welches sein Sehnen und Wünschen im tiefen Innern verbergen muß, ohne den Muth der That zu finden, seine Liebe einer jeden Bewegung zuwendet, die sich gegen Unterdrückung richtet. Sonst wäre es ein bedenkliches Zeichen für die politische Reife des beginnenden deutschen Liberalismus und seiner Dichter, daß dieselben Männer, welche für die ersten staatlichen Rechte bürgerlicher Gleichstellung und Aufhebung der Adelsprivilegien kämpften, zugleich einen Staat zum Gegenstand ihrer Thränen machten, dessen ganze Verfassung und Geschichte das schlimmste Beispiel einer eigensüchtigen, unbeschränkten Adelsherrschaft war.[1]

Die Theilnahme am fremden Schicksal hatte für das deutsche Volk damals die hohe Bedeutung einer Schule, in der es das eigne

---

[1] Um ein Bild von dem Umfang dieser Litteratur zu geben, sei eine Reihe von Autoren zusammengestellt, die durch ganze Sammlungen oder Einzelnes dazu beigesteuert haben. Natürlich ließe sich die Liste noch stark vermehren: Harro Harring, Der Pole, ein Char. Gemälde 1831. — E. Ortlepp, Polenlieder 31; Frankreich, Rußland, Deutschland und Polen 1832, und im „Tagwächter" 14 Gedichte. — A. Lewald, Graf Lowzinski 1831; Warschau 1839. — G. Pfizer, 3 Gedichte in „15 polit. Gedichte". — G. A. v. Maltitz, Polonia. Paris 31; Der alte Student. — P. J. Schmitz, Sonettenkranz für die Polen 1834. — K. Beck, Die bettelnde Polin, Der Stelzfuß (bettelnd) u. a. — G. Freytag, der poln. Bettler, s. Gedichte 1845. — M. Hartmann, Kelch und Schwert, 5 Gedichte. — Welle G. Ein Polenschicksal 1847. — A. Strodtmann, 5 poln. Lieder nach C. Hauch 48. — F. Gregorovius, Polen- und Mazyarenlieder 1849. — Eine Zusammenstellung s. d. J. 48 bei v. Helfert, Der Wiener Parnaß 48 XLI. Wien 82. — Einzelnes bei: W. Zimmermann, Chamisso, A. Grün, J. Mosen, Hebbel, K. Herloßsohn, K. v. Holtei, H. Stieglitz Just. Kerner, W. Wackernagel, K. Heinzen, R. Gottschall, Hoffmann v. Fallersleben, D. Wihl, K. Haltaus, L. Köhler, E. Mautner, H. Püttmann, H. Pröhle, A. Schirmer, H. Rollett, J. Heinsius, Nic. Günther, L. Pfau ꝛc.

politische Interesse und Bewußtsein bildete. Je mehr dieses erstarkte, desto größer wurde die Unzufriedenheit auch mit den heimischen Dingen. Und trotz der strengen Polizeigebote kam die allgemeine Gährung bald auch im Bereich der Bundesgesetze zum Ausbruch. Im Mai 1832 sammelten sich die Freiheitsmänner Deutschlands auf der Hambacher Ruine[1] und hielten revolutionäre Reden; im Beginn des folgenden Jahres versuchte man den Putsch in Frankfurt. Diese unzeitigen Regungen konnten natürlich nur Metternich und den Regierungen zu statten kommen. In geheimen Bundesverhandlungen wurden 1832 die Karlsbader Beschlüsse erneuert und 1834 in der Ministerconferenz zu Wien erweitert und verschärft. Ein geheimes Protokoll zwang sämmtliche Regierungen zu den Verabredungen der Conferenz, „auch wenn diese mit der bestehenden Landesverfassung oder Gesetzgebung in Widerspruch standen". So lagen die Zeitungen in den Fesseln der Censur; auch das neue badische Preßgesetz mußte durch den Großherzog zurückgenommen werden. „Aber um so tiefer, sagt Sybel,[2] fraß sich der Groll in die Herzen ein. Neun Zehntel der deutschen Bürger erfüllten sich im Angesichte der Reaction mit demokratischen Gedanken, die Gemäßigten mit Begeisterung für den parlamentarischen Staat, wo ein Beschluß der Volksvertretung die Minister aus dem Amte entfernt oder in dasselbe einsetzt, die Heißblütigen mit dem Ideale der Republik, wo der Wille des gesammten Volkes über Gesetzgebung und Exekutive in unbeschränkter Freiheit entscheidet." Dies war der historische Boden, auf dem die politische Dichtung, deren früheste Keime wie bisher verfolgten, zuerst zu kräftigerem Wachsthum erstarkte; dies waren die Stimmungen und Bedingungen, unter denen sie ihren oppositionellen Charakter annahm. Das Allgemeingefühl im deutschen Volke war entschieden gesteigert, und schon begann man auch die Dichter nicht mehr allein nach der Höhe ihrer Kunst zu messen. Daß Boerne in ehrlichem Fanatismus Goethe seiner politischen Gleichgültigkeit wegen anzugreifen wagte, war ein Ausdruck dieses neuen Geistes.

In dem Vorangehenden haben wir zu zeigen versucht, wie die Keime der politischen Dichtung, sowohl in Bezug auf den Inhalt als die Behandlungsweise sich bereits nach den Freiheitskriegen entwickeln.

---

[1] „Wohl Gräber sind die Ruinen,
Doch Gräber, wo Lüfte weh'n
Vom großen Osterfeste
Und freudigem Auferstehn!"
E. Ortlepp, Frankreich, Rußland, Deutschland und Polen. Hamburg 1832: „Das Volksfest in Hambach."

[2] H. v. Sybel, Begründung I. S. 87. S. 90.

Besonders zwei Motive sind es, welche sie aus jener Zeit mit in diejenige ihrer Blüthe hinüber nimmt, das allgemeine Freiheitsideal und die bitter empfundene Erinnerung an ungehaltene Versprechen. Hatten wir jedoch bisher bei einzelnen Dichtern vereinzelte Zeugnisse zu beachten: Mit dem Beginn des 4. Jahrzehnts tritt uns die Lyrik mit politischer Tendenz selbständig und bewußt entgegen. Es erscheinen Sammlungen, die wesentlich oder ausschließlich ihr gewidmet sind und sich ausdrücklich zu ihr bekennen. In die altgewohnten, zarten Titel deutscher lyrischer Bände beginnen sich solche energischeren Sinnes zu mischen. Es erscheinen „Politische Gedichte", „Pfefferkörner", „Blutstropfen." In einer dieser Sammlungen, in G. Pfizers anonym erschienenen „15 Politischen Gedichten" ist es zum ersten Mal klar ausgesprochen, daß die neue Zeit auch der Dichtung neue Forderungen stellen sollte:

„Schande jedem, dem die Leyer aus verdrossnen Händen sinkt,
Weil die neue Welt der Freiheit ihm ein kahler Stoff bedünkt,
Unsre Zeit muß wiederstrahlen aus dem Spiegel des Gedichts,
Oder tiefre Geister achten deine Meisterschaft für nichts!"

II.

Erstes selbständiges Auftreten und langsame Entwicklung.

Die Jahre, welche der Julirevolution folgen, bis zur Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. bedeuten für die politische Dichtung eine Periode langsamer Entwicklung, welche zeitweilig zu stocken scheint, dann stärker und schneller fortschreitet, je nachdem politische Ereignisse das deutsche Volk aufrütteln oder nicht. Die ersten selbständigen Sammlungen stehn unter dem Einfluß des Geistes, den die revolutionären Bewegungen wieder rege gemacht hatten. Die halbvergessenen Wünsche der Freiheitskriege, die Sehnsucht der deutschen Stämme nach Einheit und die Hoffnungen des 22. Mai 1815 erwachen zu neuem Leben. Damit ist im Wesentlichen auch der Inhalt bestimmt. Es handelt sich vor Allem um die politischen Mündigkeitsrechte, Mitwirkung am Staatsleben und freie Kritik desselben. Dazwischen hinein ertönen vereinzelt auch republikanische Stimmen. In künstlerischer Beziehung sind diese ersten Erscheinungen weniger schön als lehrreich. Man war sich offenbar über die große Schwierigkeit noch nicht klar geworden, welche der spröde Stoff für die dichterische Behandlung bot. Die Unmöglichkeit, ihn in seiner verstandesmäßigen Klarheit zu nehmen und ohne Umschreibung dichterisch auszusprechen, hatte man noch nicht eingesehen. Man wagte, was im folgenden Jahrzehnt, als sich bereits eine gewisse Technik ausgebildet hatte, und zündende Schlagwörter über die nüchterne Prosa hinweghalfen, auch die Begabtesten sorgsam zu umgehen suchten. Eine zum Theil gänzlich prosaische Wirkung war die Folge. Besonders G. A. von Maltitz, welcher Anspruch darauf erheben kann, den Reigen der selbständigen politischen Dichter eröffnet zu haben, unternimmt es mit ahnungsloser Kühnheit, die politischen Forderungen durch Verse und Reime eindrucksvoller zu machen. Wir erfahren genau alle Einzelheiten seines Programms, die Art und Zusammensetzung der gewünschten

Volksvertretung wie ihren Wahlmodus. Aber um so komischer, nicht mehr bloß prosaisch, wirkt es, wenn er dem deutschen Volke zuruft:[1]

Nein, braves Volk! mach durch Vernunft dich frei!
Tritt nach Gesetz und Ordnung, still und ruhig,
Zu auserwählten Kreisen, welche nur
Die Bessern deines Landes in sich schließen,
Zusammen fest; und fordre dann bescheiden,
Doch auch mit Ernst, Beharrlichkeit und Muth,
Was an der Zeit ist, und dir nöthig thut:
Der Denk- und Preßfreiheit gerechte Gabe,
Des Volkes Gleichheit vor dem Volksgesetz,
Die ausgesproch'ne Sicherheit der Habe
Nicht durch ein bloßes, leeres Staatsgeschwätz
Von Gnade und Vertraun zum Herrscherthron,
Nein, durch gesetzliche Constitution.
Des Volks Vertretung nach Beruf und Alter,
Frei durch des Volks uneingeschränkte Wahl,
Und Rechenschaft der höchsten Staatsverwalter,
Von dem, was sie vertreten allzumal,
Streng! vor des Landes heil'gem Tribunal.

Nicht viel höher stehen die übrigen Erzeugnisse jener ersten Jahre. Aus der schon erwähnten Sammlung Pfizers sei des Vorwurfs wegen das Gedicht: „Der Bürger" erwähnt; es giebt eine Darstellung der historischen Entwicklung der Stände und kommt zu dem Schluß:

Des Bürgers Zeit ist jetzt gekommen,
Der nimmer vor dem Zwingherrn bebt.

Der fruchtbarste von Allen ist E. Ortlepp, welcher selbst seine Gedichte als „historische, politische Zeit- oder Weltgedichte" benannt wissen will. Sie sind deshalb nicht besser. Außer der Preßfreiheit liegt ihm besonders der freie Handel am Herzen, und in die nüchterne Wiedergabe realer Forderungen mischen sich gleich nüchterne Hymnen auf die unglückliche Freiheit, nach deren Himmel die ganze Welt hinaufblickt: „ach mit tiefer, tiefer Sehnsucht".[2] Vorsichtiger geht W. Zimmermann[3] in seinen „Zeitgedichten" mit dem Stoffe um; er vermeidet politische

[1] „Pfefferkörner". Im Geschmack der Zeit. 2. Heft Hamburg 1832: „Rede an mein deutsches Volk." — Die Pfefferkörner erschienen 1841 in 2. Aufl. Das 1. Heft 1831, das 3. Hamb. 32, das 4. 34. — Das 2. Heft faßt folgende, frühere Einzeldrucke zusammen: Rede an mein deutsches Volk, zuerst Hamburg 31; An die Fürsten, 1830 in 2. Aufl.; An den Adel 1830, Wehrstand 31, Dichter u. Schriftsteller bis 31 in 3. Aufl. —

[2] Es folgen sich damals die Sammlungen: Polenlieder, Altenburg 31. Frankreich, Rußland, Deutschland und Polen. Ein Kranz polit. Gedichte, Hamburg 32; Landtagslieder für die deutsche Nation. Leipzig 33; Lyra der Zeit. Eine Sammlung polit. und zeitgen. Gedichte. Frkf. a. M. 34.

[3] Gedichte, Sttgt. 32. 201 ff. „Zeitgedichte".

Einzelfragen und beschränkt sich darauf, die Freiheit und den Geist der Zeit in langathmigen Allegorien, in Räthsel- und Märcheneinkleidung zu verherrlichen. Eine etwas andre Stellung, sowohl in Bezug auf den Inhalt als auch den Ton, nimmt der Skandinave Harro Harring[1] ein. Er ist von allen Tendenzdichtern des Jahrzehnts zweifellos der wildeste in seinem Auftreten und radikalste in seinen Anschauungen. Wenn alle die Vorhergehenden die gepriesene Freiheit definieren konnten, wie Falstaff die Ehre, für ihn hat der Begriff den bestimmten und einzigen Inhalt des Ledigseins der Fürsten und Despoten. G. Bürger und Chr. D. Schubart erleben in ihm keine verbesserte, aber eine stärkere Auflage. Die Fürsten sind ihm der Inbegriff alles Schlechten, die „Tyrannen-Hyder" ist die einzige Feindin von Wahrheit, Freiheit und Recht. Im Oktober 31 singt er die Despoten an und giebt ihnen ein ehrliches Bild, wie sie in der Vorstellung des Dichters aussehen:

Immer zu, Ihr Fürsten! Schafft nur Ketten —
Wälzt Euch üppig in Mätressen-Betten —
Und verpraßt der Völker spärlich Gut!
Ward die Welt ja doch um Euretwillen
Nur geschaffen, Eure Lust zu stillen
Durch des Volkes Schweiß, durch Völkerblut! —[2]

Den Titel der „Blutstropfen" ziert ein Todtenkopf, und auf jeder Seite beinahe ertönt der Ruf nach dem Schwerte, nach Kampf und Rache, predigt der Dichter dem Volke Ermannung und Erwachen:

Wähnst du, Menschheit! ohne Blutvergießen
Werde dir die Freiheit sich erschließen?

Natürlich vergißt er nicht an die alten Zusagen zu erinnern:

Das Fürstenwort ward Lüge:
Drum macht in blut'gem Siege
Das deutsche Volk sich selber frei.

Auch er giebt sein Programm und es ist nicht weniger klar wie dasjenige von Maltitz:

Was wollen wir? — Wir wollen Sieg dem Rechte,
Wir wollen Heil dem menschlichen Geschlechte,
Wir wollen „Untergang der Lügenbrut"!

---

[1] Auch er ist ungemein fruchtbar: Splitter und Balken, Hof 31; Blutstropfen, Deutsche Gedichte, Straßburg 32; Männerstimmen zu Deutschlands Einheit. Gedichte, Straßb. 32; Das Volk, dram. Ged. Straßb. 32. II. Thl. 36; Worte eines Menschen, Straßb. 34. Epheu, Ged. 35. Die Passionsmöve. Ged. London 38; Furien. Poet. Tagebuch. Straßb. 39; Lucifer. Verm. Ged.; Poesie eines Skandinaven. Rio de Janeiro 1843.

[2] „Blutstropfen". S. 7.

Auf der andern Seite erfüllt seine Dichtungen nationaler Stolz und Sebstbewußtsein; die Sehnsucht nach Einheit und Größe Deutschlands findet einen Ausdruck von poetischer Wirkung:

O Gedanke, du deutscher: — Ein Vaterland!
Ein Germanisches Volk und ein Schwert in der Hand![1]

Die Manier, wie er den Stoff anfaßt, die entschiedene Kampfeslust, das Donnern und Drohen, ein gewisses ungestümes Pathos, das man ihm nicht absprechen kann, selbst die wilden Hyperbeln, die des Oeftern das Komische streifen, all das erinnert, wenn man vom Unterschied der Begabung absieht, entschieden an die Art und Weise Herweghs. Den Stoff als Künstler zu bewältigen und ihm dichterischen Reiz abzuringen, ist auch ihm, wie den früher Genannten, nur selten gelungen. Auch die metrische Form ist sehr vernachlässigt. Aber trotzdem erlebten diese ersten politischen Bändchen mehrere Auflagen, und von denjenigen Harrings berichtet ein befugter Zeuge: „Seine Gedichte trug jeder Arbeiter im Felleisen mit sich herum und das Lied: „Fürsten zum Land hinaus" war bei den Handwerkern ebenso berühmt, als der Goethe'sche Faust bei den Gebildeten".[2] Ein reges Interesse für die politische Tendenzdichtung war also vorhanden; schon entschädigte weite Kreise des Volkes der Inhalt auch für mangelnden poetischen Gehalt. Um so begreiflicher ist es, daß der erste Dichter, welcher den Stoff mit größerer, künstlerischer Kraft zu packen verstand, in ganz Deutschland mit einem Jubel und Beifall begrüßt wurde, der uns heute unverständlich erscheinen müßte.[3] Es war dies Anastasius Grün mit seinem Bändchen: „Spaziergänge eines Wiener Poeten", welches 1831 in Hamburg anonym erschien.[4] Der Verfasser blieb nicht lange verborgen, und der aristokratische Name Graf Auersperg mag zu dem Erfolg ebenfalls beigetragen haben. Die äußere Form der Gedichte würde ihn kaum rechtfertigen. Sie sind sämmtlich im gleichen Versmaß, in achtfüßigen, trochäischen Vierzeilern geschrieben, die in ihrer Regelmäßigkeit und monotonen Reimstellung a a b b die Gefahr, ins Leiern zu verfallen, nicht immer vermieden haben. Bittrer Hohn und Verachtung, Spott und Ironie, eindringliches Flehen und pathetische

[1] Blutstropfen, „Deutschland". S. 12.

[2] Marr, W. Das junge Deutschland in der Schweiz. Leipz. 46. S. 67.

[3] Wir begreifen wenigstens nicht, wie K. J. Schröer in seinem Buche: Die deutsche Dichtung des 19. Jahrh. Leipzig 1875 von dem „wunderbaren Büchlein" im Gegensatz zu den politischen Gedichten der vierziger Jahre sagen kann, daß wir es (S. 245) noch heute mit wahrer Erhebung lesen können.

[4] 2. Aufl. 1832. 44. 45. 8. Berlin 76.

Rede, alles soll in dem gleichen metrischen System zum Ausdruck kommen! In dieser Beziehung sind die „Spaziergänge“ das erste Beispiel für die Armuth metrischer Formen, welche die politische Lyrik während des 4. Jahrzehnts bis zum Auftreten Hoffmanns von Fallersleben und Herweghs charakterisiert. Trotz Goethe, Platen und Rückert, trotz Heines nachlässiger, aber genialer Versbehandlung wußte man nicht recht, in welche Form man den neuen, politischen Stoff bringen sollte. Auch die nächste Gedichtsammlung Grüns: „Schutt“,[1] ist von Anfang bis Ende in gleichem Versmaß gehalten, in regelmäßigen, kreuz- oder paarweis gereimten, fünffüßigen Jamben. Es müssen also wesentliche, innere Vorzüge sein, welche die Spaziergänge vor den früheren Erscheinungen auszeichneten. Die glänzende Erfindungsgabe, ein Bilderreichthum der Sprache, welcher nie versiegt, ein edles, nur etwas breites Pathos und ein gleich großes Talent für ernste Töne wie witzige Wendungen offenbaren die überlegene dichterische Begabung. Nicht zum wenigsten jedoch zeigt sich diese darin, daß der Dichter die Gefahr erkannt hat, welche der Stoff in sich barg, an der die früheren Versuche gescheitert waren. Er ist der Erste, dem es gelungen ist, über hundert Seiten mit politischen Tendenzgedichten zu füllen, ohne auf dichterische Wirkung verzichten zu müssen. Durch seine Mittel und Methode wird er Lehrer seiner Nachfolger; viele Motive, die in der Blüthe der politischen Dichtung immer und immer wiederkehren, finden wir zuerst bei ihm. Auf den ersten Blick scheint er sich die Aufgabe leicht zu machen. Eine einzige ausgenommen, verzichtet er darauf, einzelne Forderungen und Zeitfragen zu behandeln. Er giebt sich also nicht wie Maltitz die Mühe, den Wunsch nach einer Verfassung vorzutragen, geschweige ihre Paragraphen aufzuzählen; der Begriff der Freiheit muß das Alles mitumfassen. Es ist mehr die Stimmung der Zeit, ihr Sehnen und ihr vaterländischer Schmerz, was in dem Bändchen wiederklingt. Der Dichter wußte, daß er mit dem allgemeinen Ausdruck der Unzufriedenheit und des Druckes, der auf Vielen lastete, auch alle besonderen, unterdrückten Volkswünsche traf. Er steht auf dem Cobenzlberg; vor ihm liegen in Frühlingspracht die gesegneten Gefilde Oestreichs, da füllen Thränen sein Auge beim Gedanken an das schöne, reiche Land, in dem „es noch nicht Tag geworden ist“. („Frühlingsgedanken“, S. 6.) Das Mittel, welches er hier verwendet, die Verlegung des politischen Gedankens in eine Situation oder Einkleidung desselben in eine erfundene oder historische Begebenheit ist eines seiner

---

[1] Schutt, Dichtungen von Anast. Grün, Leipz. 1835—1847 in 8. Aufl.

Lieblingsmotive. Wir werden sehen, daß gerade einige der besten der späteren politischen Dichter, wie Prutz und Sallet hierin seinem Beispiel folgen. Er erzählt uns im „Gastrecht" die Geschichte von Alexander Ypsilanti: Mit einer Wunde in der Brust betritt der Freiheitsheld den Boden Oestreichs und bittet um Gastrecht und Linnen für seine Wunde. Er erhält auf der Feste Munkacs ein Kämmerlein und einen eisernen Verband. Nach sieben langen Jahren löst man seine Ketten, daß er frei in Oestreich wandle:

Aber kaum nach sieben Tagen brach der Tod sein Herz entzwei!
Traun, mich dünkt, daß er gestorben, wohl an unsrer Freiheit sei!

In „Sanct Stephans Eid" läßt er den Ungarkönig Stephan schwören: „Nie des Freien Wort zu fesseln, sei er noch so schwach und klein." Bis heute wird die Stephanskrone sorgsam gehütet, aber den Stephanseid haben längst die Lüfte verweht. In zwei andern Gedichten knüpft er an Rudolph II. und Maria Theresia an. In der „Salonscene" führt er uns in Wiens Gesellschaft. Galant und verbindlich bezaubert der Staatsmann Austrias, „der im Congreß der Fürsten für sie denkt", alte und junge Damen, die Männer der Kirche und die des Krieges: „Mann des Staates, der du just bei Laune bist":

Sieh vor deiner Thüre draußen harrt ein dürftiger Client":
Oestreich's Volk ist's, ehrlich offen, wohlerzogen auch und fein,
Sieh, es fleht ganz artig: Dürft ich wohl so frei sein, frei zu sein?

Besonders glücklich ist er dort, wo er die Natur zum Träger des Gedankens macht. Und auch hierin wird er vorbildlich. Der Lenz ist ihm der Freiheitsheld, welcher keck den Farbelosen, denen die drei Farben schon zu viel sind, des Regenbogens buntes Spiel zeigt. Ein Despot dagegen ist der Winter, ein Obscurant, der ewig gern das Land in seine langen Nächte hüllt, ein Zwingherr, der des Lebens freiheitsluft'ge Quellen in eisige Fesseln preßt. Zu den besten Gedichten des Bändchens gehören „die Nachtgedanken". Die Stärke seiner Begabung, die Fähigkeit zur breiten Schilderung und Stimmungsmalerei kann sich hier frei entfalten. Der Dichter läßt uns den Zauber einer stillen Sternennacht empfinden, und erst im Schlußvers, wie bei der Erzählung von Ypsilanti, bringt er die politische Wendung: Die kleinen Leidenschaften des täglichen Lebens schlummern; eine große, stille Todtenruhe liegt über der Stadt. Droben leuchten die Gestirne,

Rosen duften und Nachtigallen schlagen, und über Domen und Palästen steht der Strahlenball des Mondes:

Wie ein leuchtender Gedanke heil'ger Freiheit, licht und klar! — —
O wie schade, jammerschade, daß es rings der einz'ge war!

Ein andres Mittel der Behandlung der Zeitfragen, welches wir bei Grün zuerst finden, ist die ironische Schilderung der Gegenwart oder Zukunft. In dem Gedicht „Wohin" giebt er ein Bild, wie es aussehen wird, wenn es so weiter geht. Man könnte meinen, daß sie verbotner Liebe pflegen wollten, die Männer, welche das Dunkel erschaffen und die ewige Nacht erhalten möchten. Bald wird als der größte Mann gelten, dem an Dummheit keiner gleichkommt; bald schafft die allerhöchste Gnade auch die Laternen ab, und Mond und Sterne werden erbleichen; doch es bleibt noch ein Gestirn: „Nur das Sternenbild des Krebses, deutungsvoll in fahlem Schimmer." Eine allgemein menschliche Seite der öffentlichen Zustände hebt er hervor wenn er in „Naderer da!" das gegenseitige Mißtrauen schildert, welches durch das Denunciantenwesen und die politischen Späher erzeugt wird. Ein andres Motiv, welches später vielfach wiederkehrt, die Freiheitspoesie gegen Tadel und Gegner zu vertheidigen, benutzt er in „Antworten".

Aus den angeführten Beispielen sieht man, daß Grün am liebsten nur die allgemeine Tendenz der politischen Wünsche aufnimmt und in zurückhaltender, selbst verschwommener Form vertritt. „Das Dunkel" der Zeit wird ihm der poetische Begriff dafür. Er verdankt diesem Verhalten zum guten Theil den dichterischen Erfolg der Spaziergänge. Zu diesem allgemeinen Charakter stimmt ganz der berauschende Name der Freiheit, der wieder und wieder kehrt. Das ganze weite Gebiet des deutschen Bundes mußte jubeln, wenn er ihr den Sieg prophezeit.[1]

Freiheit ist die große Losung, deren Klang durchjauchzt die Welt;
Traun, es wird euch wenig frommen, daß fortan ihr taub euch stellt!
Mild und bittend sprach sie einstens: eure Taubheit zwang sie jetzt,
Daß sie in Kanonendonner nun ihr Wort euch übersetzt.

Aber auch wo er einen einzelnen Begriff behandelt, spricht er nicht direkt von ihm, sondern sucht ihn durch Vergleiche, durch Personifikation oder ein Bild zur dichterischen Behandlung umzu-

[1] „Sieg der Freiheit", S. 50. — Ein Moment, welches bei dem österreichischen Dichter noch sehr hervortritt, hat naturgemäß für die Norddeutschen nur eine geringe Bedeutung, der Kampf gegen den „dicken, plumpen, kugelrunden, feisten Pfaffen". S. S. 17.

formen. In „Unsre Zeit" schildert er das Wesen der Zeit mit vier, in ebenso viel Strophen ausgeführten Vergleichen. Die einzige reale Frage, welcher er öfter nahe tritt, ist die des Censurzwanges. Hier sieht er in der Presse und den Büchern allgemein den „Gedanken", der durch einen Mauthcordon (S. 20) vom schönen Garten Oestreichs ferngehalten wird. Er nimmt die Person des Censors als Verkörperung des Gesetzes und läßt gegen ihn seinen Zorn aus. Er wird für den Dichter zum Mörder, Dieb und Ehebrecher: (S. 24.)

Ja, du bist ein blinder Jude! denn du hast's noch nicht erkannt,
Daß des Geistes Freiheit glorreich als Messias uns erstand:
Ja, du bist ein blut'ger Mörder! doppelt arg und doppelt dreist.
Nur die Leiber tödtet jener, doch du mordest auch den Geist!

Auch hierin sind ihm die späteren Lyriker gefolgt, und der Censor wird die bestgehaßte und meistgeschmähte Figur der politischen Dichtung.

Wenn er jedoch an andrer Stelle auch den Versuch macht, Presse und Druck selbst zu nennen und im Gedicht zu verwerthen, so haben die prosaischen Begriffe auch einen recht prosaischen Vers erzeugt:[1]

Pressen kennt man nicht im Lande, wenn auch Bengel wohlbekannt,
Und vom Drucke gar weiß Niemand, höchstens nur das Volk und Land;
Gänse haben gute Tage, man berupft nicht ihre Leiber,
Denn ans Schreiben denkt hier Niemand, nur im Steueramt die Schreiber.

Den Schluß des Bändchens bildet ein Gedicht, welches sich direkt an den Kaiser wendet. Auch hierin sind fast Alle seinem Beispiel gefolgt, und beinahe Jeder bestürmt einmal mit pathetischen Strophen das Ohr seines Herrschers oder sucht es mit elegischen Klagen zu rühren. — Der Sohn des Volkes, welches am Anfang der Sammlung so artig fleht, ob es dürfe so frei sein, frei zu sein, tritt am Schluß mit entschlossenen Worten vor den Kaiser:

Vor den Thron des Hochgewalt'gen tritt nun frei und kühn mein Lied,
Vor den Herrscher, dem ein dreifach Kronenband die Stirn umzieht.

---

[1] „Wohin?" 9. Str.

Er erinnert ihn daran, wie er einst bang und traurig, arm und dürftig war, wie er einst waffenlos dastand, und sein Volk ihm alles gab. Doch: (S. 102.)

Jetzt sind wir verarmt und dürftig, wehrlos und gebeugt vor Schmerz!
O erschließe warm und freudig du dem Volke jetzt dein Herz!
Gieb ihm Waffen, helle, scharfe: Offnes Wort in Schrift und Mund!
Gieb ihm Gold, gediegnes, reines: Freiheit und Gesetz im Bund!

Und noch zweimal wiederholt er mit eindringlichen Worten vor dem Kaiser Metternichs seine Bitte: (Str. 11, 16.)

Herr, gieb' frei uns die Gefangnen: den Gedanken und das Wort! —

O gieb' frei uns den Gedanken und auch seinen Freund: das Wort![1]

So hat der Dichter in siebzehn langen Strophen gesprochen und gefleht; in der Schlußstrophe bittet er dafür um Verzeihung:

Also spricht das Lied, das freie. Vater Franz, du zürnest nicht,
Daß dir's nahte ungemeldet, ungefragt es zu dir spricht;
Sieh', es ist die Frühlingsschwalbe, die an deine Fenster pickt,
Und auch ungefragt dich mahnet, wie die Freiheit hoch beglückt!

Ungefähr zu gleicher Zeit sandte ein andrer deutscher Dichter ein Poem an einen deutschen Fürsten: Graf Platen.[2] Auch er spricht in verhaltnem Ton und in gemessnen Worten, aber doch mit wie viel größerer Kühnheit! Die Polen sind erdrückt:

Und sei's, und soll die Welt es glauben,
Der Mächtige darf sich kühn erlauben
Jedwede That:
Er wetze hunderttausend Klingen
Und lasse sein Tedeum singen
Vom Volke, das er niedertrat.
Nur borg' er nicht den Schein des Rechtes
Er flehe nicht zu Gott für Schlechtes
Um Schutz und Wehr.

---

[1] Mit Heine'scher Ironie läßt K. Beck (Nächte, S. 28) sich selbst Antwort zu Theil werden, als er vor der vermeintlichen Gestalt Philipps auf die Kniee gesunken war:

Ich war begeistert, gläubig hingesunken,
Ich seufzte, bat: „O, geben, geben Sie
Gedankenfreiheit!" „Herr, sind sie betrunken?"

[2] Polenlieder: „An einen deutschen Fürsten". Ohne den letzten Vers (vergl. Einltg. zum 1. Druck Straßb. 1839) an Friedrich Wilhelm IV. vom Dichter geschickt.

„Er trage frei das offne Laster" und erdichte nicht ein göttlich Recht. — „Es ist von manchem hohen Stamme die Wurzel faul":

Und seit es Könige hat gegeben
So rief sie nur das Volk ins Leben
Seit jenem ersten König Saul.

Es war noch kein Jahrzehnt vergangen, da wandte sich wiederum ein Dichter an denselben Fürsten, der keckste und erfolgreichste der politischen Sänger: Georg Herwegh. Schloß Grün mit einer Bitte um Verzeihung, Platen mit einer ernsten Mahnung, so endet der Dichter des nächsten Jahrzehnts in schwungvollem Pathos mit renommistischer Keckheit:[1]

Nun schweig', du ehernes Gedicht!
Des Fürsten Mund wird bitter schmollen.
Ich weiß, man hört die Sänger nicht,
Man stellt die Freien vor Gericht
Und wirft sie in die Schaar der Tollen.
Gleichviel — wie er auch immer schmollt,
Ich hab' gethan, was ich gesollt;
Und wer, wie ich, mit Gott gegrollt,
Darf auch mit einem König grollen.

Und abermals nach fünf Jahren zeigt Ferdinand Freiligrath dem gleichen Fürsten eine drohende Gestalt. Der Maschinist des buntbeflaggten Dampfers, der Preußens König den Rhein hinabträgt, leise murrt er seinem Fürsten zu:[2]

Du bist viel weniger ein Zeus, als ich, o König, ein Titan!
Beherrsch' ich nicht, auf dem Du gehst, den allzeit kochenden Vulkan?
Es liegt an mir: — Ein Ruck von mir, ein Schlag von mir zu dieser Frist,
Und siehe, das Gebäude stürzt, von welchem Du die Spitze bist!

Der Boden birst, aufschlägt die Gluth und sprengt Dich krachend in die Luft!
Wir aber steigen feuerfest aufwärts an's Licht aus unsrer Gruft!
Wir sind die Kraft! Wir hämmern jung das alte morsche Ding, den Staat,
Die wir von Gottes Zorne sind bis jetzt das Proletariat!

Es sind diese Gedichte nicht uncharakteristische Merksteine der Entwicklung!

---

[1] Gedichte eines Lebendigen, 6. Aufl. 1843. S. 98. „An den König von Preußen."
[2] „Ca ira!" Herisau 46: „Von unten auf!"

Gerade an dem Schlußgedichte Grüns, welches in eindringlichem Ton einen Fürsten zu bewegen sucht, tritt deutlich die Ungeschicklichkeit des Versmaßes hervor. Athemlos kommt der flehende Dichter am Schluß seines Verses an. Statt kurz und klar seine Bitte vorzubringen, bedarf er einer Menge von Attributen und prädicativen Zusätzen, um den langen Vers zu füllen. Das bittende Volk will der Dichter in der obigen Strophe „hilfsbedürftig" nennen, aber es ist: „verarmt, dürftig, wehrlos und gebeugt vor Schmerz". Das Gold muß nicht nur „gediegen", es muß auch „rein" sein. Es ist nicht genug, daß der Mensch einem Baume gleicht, der „schmucklos" grünt, er thut es auch „schlicht". Nun ist in der gleichen Strophe das ganze Bändchen gedichtet, und überdies neigt der Dichter überhaupt zu Häufungen von Bildern, und breiten, oft pleonastischen Ausführungen. Der König Stephan schwört in fünf Strophen, die alle mit den Worten: „Ich beschwör's" beginnen. Es ist klar, daß bei der schwerfälligen, abwechslungslosen Form trotz der Correktheit der Verse Vieles monoton und kraftlos wirken mußte. Doch enthält das Bändchen des Schönen genug, so daß es in ganz Deutschland ungetheilten Beifall fand, und wo die späteren politischen Dichter der früheren gedenken, steht der Name Grüns an erster Stelle. Wir werden noch darauf zurückkommen, welch' tiefe Entrüstung die Nachricht erregte, daß der Graf von Auersperg sich um den Kammerherrnschlüssel beworben habe. Vom Dichter der Spaziergänge schien es ein Verrath an der heiligen Sache der Freiheit. Auch durch seine nächste Sammlung von Dichtungen: „Schutt", die das Beste enthält, was der Dichter geleistet hat, weht noch ein warmer Hauch der Freiheit, der sich jedoch vollkommen von den realen Zeitfragen losgelöst und in allgemeine Ideen von Menschenglück verflüchtigt hat. Wie die Auswanderer, welche in Amerika ein neues Vaterland suchen, sieht der Dichter dort in Zukunft der Freiheit Siegesbogen stehn und schaut durch die Nebel des Jetzt in ungeborenen Tagen ein letztes Ostern, das des ewigen Friedens der Menschheit, an dem man weder das Kreuz mehr kennen wird, noch das Schwert. Dann sind:[1]

Begraben längst in des Vergessens Meere,
Seeungethümen gleich in tiefer Fluth,
Die alten Gräu'l, die blut'ge Schergenehre,
Der Krieg und Knechtsinn, und des Luges Brut.

[1] „5. Ostern." Aus der Sammlung der „Gedichte", 1837, 2. Aufl. 38, ist die Politik fast ganz verbannt; nur in ganz wenigen Gedichten wie in „Ein Held" sind noch Zeitfragen berührt.

Schon lange, ehe die Dichtungen des „Schutt" erschienen waren, hatte der Glaube an Amerika bei einem Freund ihres Verfassers festere Gestalt angenommen. Im Sommer 1832 segelte Nic. Lenau der neuen Welt zu. Auch er gehörte, wie Grün in der Biographie des Freundes bezeugt, in politischer Beziehung zu den Malcontenten, und „sein idealer Republikanismus erblickte in den Vereinigten Staaten Nordamerikas das Land der Verheißung".[1] In seinem „Abschied" begrüßt er zum letzten Mal sein altes Vaterland, das „feige dumm, die Ferse dem Despoten küßt", und begrüßt das neue, „an dem die Fluth der Tyrannei zerschellt". Ungeduldig sieht er der Landung entgegen:

Fleug, Schiff, wie Wolken durch die Luft,
Hin, wo die Götterflamme brennt!
Meer, spüle mir hinweg die Kluft,
Die von der Freiheit noch mich trennt!

Du neue Welt, du freie Welt,
An deren blüthenreichem Strand
Die Fluth der Tyrannei zerschellt:
Ich grüße dich, mein Vaterland!

Der alten Heimath hatte er die erste Sammlung seiner „Gedichte" zurückgelassen, welche im gleichen Sommer erschienen. Soweit in ihnen ein politisches Bekenntnis ausgesprochen ist, entspricht es ganz jenem allgemeinen „idealen Republikanismus". Den Dichter kümmert keine der besonderen Zeitfragen; er beklagt weder das „Dunkel" der Zeit, noch singt er wie der Freund für Preß- und Gedankenfreiheit. Die Freiheit, welche er liebt, leidenschaftlich und sehnsüchtig, die ihn mit trügerischen Hoffnungen über das Meer treibt, ist im Grunde nur die Freiheit der Persönlichkeit. Sie offenbart sich im Haß gegen jeden Zwang, in der tiefsten Verachtung für jeden, der „die Ferse küßt" und den Rücken krümmt. Politisch wird sie sich richten, ähnlich wie bei Schubart und Harring, gegen Tyrannen und Despoten d. h. die Fürsten. In Amerika entstand der „Protest" mit der charakteristischen Schlußstrophe:

Nie wird mein Flügelroß zum Schindergaule
Für meine Ehre, und mich strafe Gott,
Sing' ich ein Fürstenlied, daß mir, zum Spott,
Die Hand vom Saitenspiel herunterfaule.

Die schrecklichste Vorstellung für dieses sein Freiheitsgefühl sind Fesseln und Kettengerassel; so in der phrasenhaft deklamatorischen Ode

[1] Sämmtliche Werke, Ausg. v. Grün 1881. 1. Thl. XX.

in Alcäischer Strophe: „An einen Tyrannen“[1], so in dem Gedicht „der Gefangene“,[2] wenn er die Pracht des Lenzes schildert, den nur Einer nicht schauen darf:

Weil finstre Kerkerwände ihn umgrauen
Und rauhe (3. Aufl. „Schmachvolle“) Fesseln ehern ihn umschließen.
Denn sterben soll er in den Kerkermauern!

Vergebens fleht der Gefangene, noch einmal das Licht des Himmels sehen zu dürfen:

So wie der müde Wandrer an der Quelle,
Schlaf' ich an deinem süßen Strahlenbronnen
Und träume, was ich sterbend noch empfunden,
O, Freiheit! Freiheit! alle deine Wonnen! — —
Warum hat der ein solches Loos gefunden? — —
Er fleht umsonst, er hat zu viel verbrochen,
Hat sich des Allzukühnen unterwunden:
Hat Wahrheit dem Tyrannen laut gesprochen
Und ihm erzählt der Menschheit bangen Fluch;
Er hat gerüttelt an den blut'gen Jochen.
Darauf verhänget der Gesetze Buch
Den Tod — der Zwingherr hat es selbst geschrieben —
Ein jedes Blatt der Freiheit Leichentuch!

Eine etwas bestimmtere Zeitfärbung trägt das Gedicht: „Am Grabe eines Ministers.“ Lenau mag vielleicht an Metternich gedacht haben, wenn er das arme Vaterland mit Lachen und Singen das Grab des Ministers bewachen läßt, an dessen Weg es so oft vergebens als weinender Bettler um milde Pflege bat. Lenau gehört zu den politischen Dichtern seiner Zeit, sofern deren Hauptmotiv die Freiheit ist. Aber die Liebe zu ihr und die Anschauung von ihr hat er nicht dem Geiste dieser Zeit entnommen, sie wurzelt in seiner eignen Natur. Die Zeitströmung hat sie nur genährt und ihren dichterischen Ausdruck veranlaßt. Bei Vielen war sie Phrase, bei ihm Wahrheit. So hielt er auch als Mensch sich „aus Grundsatz dem Leben der Höfe und höheren Gesellschaft fern“ (Grün) und bleibt mit einseitiger Consequenz auch politisch nur bei *seinem* Freiheitsideal stehen, noch im folgenden Jahrzehnt, als sich die politischen Motive in der Poesie vermehrt und vertieft hatten. Im Eingang und Ausgang der Albigenser, besonders

---

[1] Der Dichter hat sie selbst in den folgenden Ausgaben weggelassen; in Grüns Ausgabe ist sie unter den Judendgedichten wieder abgedruckt. Vergl. darüber auch Prutz, kleine Schriften 1847. I. 313.

[2] Zuerst gedruckt im Morgenblatt Nr. 193. 13. August 1831. Vergl. Grüns Biographie.

im Nachtgesang tritt uns noch der gleiche leidenschaftliche Tyrannenhaß entgegen wie in den Jugendgedichten von 32.

Als in späteren Jahren das öffentliche Leben und die Dichtung einen schärferen und bestimmteren Ton anschlug, blieben Grün und Lenau Vorwürfe nicht erspart. So stolz man im Kreise der Tendenzpoeten auf ihre glänzenden Namen war, man tadelte das Zurückhaltende in der Poesie Grüns, das Unklare und Allgemeine des Auftretens bei Beiden. „Wenn denn einmal", schreibt Laube[1] im Jahre 38, „die Poesie einem gestaltlosen Drange nach Freiheit verfallen, und aus Niegesehenem einen niegesehenen Inhalt zu suchen gerüstet ist, dann richtet auch nicht die Titanenforderung mit dem schüchternen Gewissen der Pension. Dies ist die Klage gegen Grün ꝛc., daß sie mit halbem Muthe, mit nur halbdurchfochtener Einsicht unter die unsichtbaren Gezelte einer unbestimmten Freiheit gezogen sind, und sich entweder mit dem Wunsche nach dieser und jener äußerlichen Freiheitsform des bürgerlichen Verkehrs begnügen , oder in dem Dämmer flitternder, unzusammenhängender Wünsche genug sein lassen." Und mit Bezug auf Schutt und die Amerikafahrt, fährt der Kritiker fort: „Da wird denn Amerika verschwimmender Idealpunkt, weil keine gegliederte, durchgewirkte Anschauung zum Grunde liegt, sondern Allem voraus der weite Begriff vom Gegensatz zu europäischer Polizei."

Kaum waren die Jahre seit der Julirevolution vergangen, als in Deutschland unter dem strengen Polizeiregiment die öffentliche Regsamkeit wieder mehr und mehr ermattete. Damit verlor natürlich auch die politische Dichtung ihren Boden; der kräftige Anlauf, den sie genommen, kam ins Stocken, und vom Jahre 33 ab scheint sie wieder einschlafen zu wollen. Es kam hinzu, daß auch das litterarische Interesse von andern Richtungen festgehalten wurde. Auf der einen Seite hatte H. Heine der Mehrzahl der größeren und kleineren Lyriker frivole oder sentimentale Schmerzen suggeriert, auf der anderen zogen die lauten Apostel des Jungen Deutschland die Aufmerksamkeit auf sich. So wandert Uhland 1834 am Gedenktag von Leipzig wieder vergebens durch Deutschland, um ein „freies Vaterland" zu suchen. Des Reiches Wappen ist die Schnecke geworden, Schildhalter der Krebs. Der edle Skalde, den er trifft, der pflückt' am Lorbeerstrauch:

Nicht hatt' er Zeit, zu achten
Auf eines Volkes Schmerz,
Er konnte nur betrachten
Sein groß, zerrissen Herz!

[1] In den Hallischen Jahrbüchern, hersg. v. A. Ruge und Echtermeyer, Jahrg. 1838. S. 1957 ff.

Ebenso vergeblich ist es, wenn W. Wackernagel mitten unter ihnen von den Dichtern des deutschen Musenalmanachs von 34, die da „zierlich lispeln, zärtlich raunen", verlangt, daß sie die Flöten vom Munde setzen und die Posaunen ergreifen sollen, damit es töne und dröhne und gelle, bis Jericho zusammenfällt. Hie und da erinnert sich Einer am Tag der Völkerschlacht der alten Träume und Hoffnungen, und ein Andrer singt ein neues Lied von Freiheit. Sammlungen mit so einheitlicher Tendenz, wie diejenigen hatten, welche wir im Vorhergehenden besprachen, wagen sich nur selten hervor. Wer hätte sie auch kaufen mögen? Harring und Ortlepp lassen zwar noch alljährlich ihr Bändchen erscheinen, aber der Mangel an künstlerischer Durchbildung hindert irgend einen Erfolg bei den Gebildeten. Formell etwas besser, aber um so verschwommener und vorsichtiger in ihrer Tendenz, sind die „Stimmen der Zeit in Liedern" von Heinrich Stieglitz.[1] Sie sind offenbar unter dem Einflusse der Spaziergänge entstanden und reden viel von des Wortes Freiheit, von der Zeit und ihrer Gedankengährung. Gedichte wie „Alexander", „die Demagogen". „Friedrich der Einzige" u. a. erinnern ganz an Grün. Ihrer Klarheit wegen ist die Sonne der sträflichste Demagog; Johann Huß würde man heute nicht mehr verbrennen, weil man „lichte Flammen" scheut. Solche und ähnliche matte Gedanken, an gesuchte, historische Ereignisse geknüpft, konnten natürlich kaum ein lebhafteres Interesse erregen, besonders nicht bei einem schläfrigen Publikum. Daß jedoch nicht Alles, was die politische Dichtung bisher geleistet hatte, auf steinigen Boden gefallen war, beweist eine Anthologie, die bis zum Jahre 36 drei Auflagen erlebte: Deutsche Volksstimme, eine Sammlung patriotischer Lieder. Körner, Arndt und Uhland sind hier vereint mit Harro Harring und Männern, die nur die geliebte Freiheit zum Dichter werden ließ, wie Siebenpfeiffer, G. Fein, Ch. Scharpf und Andre. Die Motive dieser Neueren sind die alten. Die gebrochnen Eide der Fürsten werden in neue Verse gebracht und der Schwur: „Freiheit oder Tod" noch einmal gesungen. Für den Historiker hat diese Sammlung noch ein besonderes Interesse. Sie ist unsres Wissens die erste in Deutschland, in der eine Art Handwerkerpoesie selbständig auftritt, ähnlich der französischen Arbeiterdichtung, welche damals schon in Blüthe stand. Wie in dieser finden sich auch hier Gedichte, bei denen der Verfasser mit Stolz seinen Beruf unterzeichnet. Da ist ein „Bürger-

---

[1] Leipzig 1833; 2. Aufl. 34.

lied", von Wagner, Schreiner aus Gießen; bei Andern erfahren wir nur: von einem Gerber, Schuhmacher ꝛc.

Das französische Beispiel mochte zu diesen Gedichten deutscher Handwerker angeregt haben, ohne daß man von einer inneren Verwandtschaft sprechen kann. Einen tiefgehenden Einfluß eines französischen Vorbildes zeigen jedoch die „Lieder und Romanzen" von Franz von Gaudy.[1] Der Uebersetzer Bérangers war auch der erste deutsche Dichter, dessen Ideengehalt vielfach auf jenen zurückweist, und der vor Allem in Bezug auf die äußere Form und Behandlungsweise des Vorwurfs von ihm gelernt hat. Man pflegt die „Kaiser-Lieder", welche Gaudy zur Verherrlichung Napoleons zwei Jahre früher hatte erscheinen lassen, gewöhnlich auf Heines Einfluß zurückzuführen; mit mehr Berechtigung kann man auf Béranger hinweisen. Für viele der „Lieder und Romanzen" jedoch läßt sich unschwer auch das besondere französische Vorbild erkennen, und soweit sich dieser Einfluß auf die Gedichte politischer Färbung erstreckt, bringt er einen entschiedenen Fortschritt mit sich. Bisher hatten die deutschen Tendenzpoeten, wenn sie sich überhaupt nicht nur auf Klagen und Sehnen beschränkt hatten, entweder mit ernstem Pathos oder mit gleich ernstem Hohn und scharfem Witz den politischen Stoff behandelt. Die leichteren Formen des scheinbar harmlosen Spottes und der komischironischen Darstellung, welche zuerst Gaudy hier mit Geschick anwendet, hat er dem Franzosen abgesehen. Die Art der Verspottung des Adels in dem Gedicht „Vollkommene Größe" erinnert an Bérangers „Marquis von Carabas" und an »L'enfant de bonne maison«. Es ist fast nichts in dem Bändchen Gaudys, was sich direkt mit einer politischen Frage beschäftigte, aber Vieles, was aus dem Zeitgeist hervorgegangen ist und der fortschrittlichen Tendenz dient. Der Dichter gewinnt so Motive, die später zu einem wichtigen Bestandtheil der politischen Lyrik wurden. Er verspottet abgelebte Sitten und Formen in „Rococo", ein Thema, welches nach ihm Sallet und Hoffmann von Fallersleben behandeln. Er wendet sich in den „Homöopathen" gegen den Mangel an Kraft und Entschiedenheit des lebenden Geschlechts und schlägt damit einen Ton an, der im folgenden Jahrzehnt so oft wiederhallen sollte:

Kleinlich die Noth und kleinlich auch die Mittel,
Nur Worte statt der That.
Die Welt, sie ward zum Alten-Weiber-Spittel,
Und Gott Homöopath!

---

[1] Leipzig 1837.

Auch für die Freiheit hat er weder ein Lied der Klage noch Worte des Schwärmers, er findet im Gegentheil gar keinen Grund dazu. „Das freie Land" ist ein Beispiel der leichten ironischen Behandlung, wie sie später besonders Hoffmann mit Vorliebe wählte: Du trauerst Freund um die Freiheit? Sonderbar! Blick auf! Du hockst ja in der Freiheit Land. Selbst ein Geheimrath lispelt: „Ich bin so frei" — bei Tische. „Darfst du den Freisinn offen nicht bekunden auf Briefadressen?"

Mein Freund, hierher paßt nicht die alte Leier,
Da stimme anderswo dein Liedchen an.
Freimaurer haben wir, Freiherrn und Freier,
Nun frag' ich, ob man mehr verlangen kann?
Freistellen giebt's, Freitische (freilich kläglich!)
Wir haben einen Dichter Freiligrath,
Den Freitag wöchentlich, Freistunden täglich —
Und noch nicht frei genug dünkt dich der Staat?

In dieser Weise dient auch Gaudy den politischen Wünschen seiner Zeit, wenn er sie auch nur in ihrer allgemeinen Tendenz aufnimmt. Neue und bestimmtere Gedanken und zugleich eine raschere Entwicklung konnte der Dichtung nur infolge von einem Aufschwung des öffentlichen Geistes und neuer Ereignisse werden. Ein solches trat ein und verbreitete rasch eine starke Erregung über ganz Deutschland, als im Herbst 37 Ernst August von Hannover durch königliches Patent die Verfassung aufhob und die sieben Göttinger Professoren, welche gewagt hatten, ihr Festhalten an dem Verfassungseid zu erklären, aus dem Lande trieb. Der König hatte damit, und darauf beruht wohl besonders die plötzliche, allgemeine Theilnahme, nicht weniger das Gemüth und die Gerechtigkeitsliebe der Deutschen verletzt, als auch ihr schüchtern keimendes, politisches Selbstbewußtsein. „Es war, schreibt Prutz,[1] nach langer, öder Stille das erste Ereignis wieder, welches auf die Ehre eines nationalen, eines allgemeinen, vaterländischen Anspruch machen durfte, ja das, in langnachhaltiger Bewegung, hindurchgriff durch alle Klassen der Gesellschaft und zum ersten Male in Deutschland wieder etwas hinstellte, das einer nationalen Ueberzeugung, einem deutschen Volkswillen glich."[2]

Es war auch das erste vaterländische Ereignis, welches der politischen Poesie an Stelle der abstrakten Begriffe und unklaren Sehn-

[1] Prutz, R. 10 Jahre. Gesch. der neuesten Zeit. Leipz. 1850. I. S. 71.

[2] Vergl. auch Treitschke, D. Gesch. im 19. J. IV. S. 661 ff. und Sybel, Begründung I. S. 94.

sucht einen Stoff gab, dessen Interesse nicht blos vom Verstand ausging, und greifbare Gestalten, die von selbst eine dichterische Behandlung herausforderten: Einen treulosen König und tapfere Männer, die ihrer Treue wegen in die Verbannung gehen mußten. Treitschke erwähnt außer Grüns Gedicht an Jakob Grimm und dem Liede vom „Knüppel aus dem Sack" von Hoffmann von Fallersleben[1] ein Märchen „Anno 1937". Eine kleine Scene, die sich beim Verlassen des Landes im Grenzwirthshause abspielte, behandelte Fr. v. Gaudy in einer Ballade: „Die Landflüchtigen."[2] Das Söhnchen der Wirthin fürchtet sich vor J. Grimm und den fremden Männern. Das verweist ihm die Aeltermutter:

Gieb' dreist den Biedermännern, mein Enkelsohn, die Hand.
Die handeln nach Gewissen und werden drum verbannt!

In ganz Deutschland veranstaltete man Sammlungen, um den amtslosen Professoren ihren materiellen Verlust zu ersetzen. Ein junger Dichter trieb seinen Edelmuth so weit, den Ertrag seiner Erstlinge für die Verbannten zu bestimmen.[3] Noch lange bleibt in der Dichtung der Eindruck dieser Angelegenheit Hannovers lebendig; die Sieben werden verherrlicht, Ernst August bleibt der bestgehaßte Fürst.[4]

Noch ein zweites Ereignis des Jahres 1837 wirkte befruchtend auf die Entwicklung der politischen Dichtung, zumal es zum Ausgang einer litterarischen Agitation wurde. Man hatte in diesem Jahre in Mainz das Denkmal Gutenbergs eingeweiht. Viele Reden waren dabei gehalten worden, und der Beschluß gefaßt, das vierhundertjährige Jubiläum der Erfindung seiner Kunst in einem allgemeinen, großen deutschen Volksfest zu feiern. „Man hatte, um mit Prutz zu sprechen,[5] Angesichts eben dieses Denkmals, aufmerksam gemacht auf das Schmachvolle dieses Widerspruches, daß von allen Nationen des Erdballs, gerade die Enkel des Erfinders diejenigen sein sollten, denen am

---

1 Zuerst gedr. im D. Musenalmanach f. d. J. 39. S. 62; dann in den Unpolitischen Liedern 1.

2 Deutscher Musenalmanach f. d. J. 39. S. 235.

3 Ph. E. Nathusius, Fünfzig Gedichte, Braunschw. 1839. Vergl. dem Titel beigefügte Bemerkung.

4 Vergl. u. a. Scherr, Joh., Laute und leise Lieder, 1842. S. 10. — Ortlepp, E., Lieder eines polit. Tagwächters, 1842. „Hannover"; Prutz, „Deutschlands Gelehrte"; Hoffmann v. F., „Hannoversches Frühlingslied"; Zimmermann, R., Guerillakrieg, Bell-Vue 1845; „Was wir sollten!"; Rollett H., Freie Klänge, Jena 46: „3 Könige"; Matthay, H., Deutsche Lieder, Winterthur 1847: „Ernst und August"; Heine im Wintermärchen und Tannhäuser.

5 Prutz, 10 Jahre, I. S. 99. 100.

Wenigsten zu Gute kam von der glorreichen Erfindung ihres Ahnherren. Man hatte sich berufen auf die Herrlichkeit und Größe des deutschen Geistes, ... und daraus die Nothwendigkeit gefolgert, daß ein Volk von dieser geistigen Reife, so groß, so frei im Gebiet der Ideen, unmöglich noch länger die schimpflichen Fesseln der Censur ertragen könne, ertragen dürfe." In der Person Gutenbergs trat jetzt eine historische Gestalt in die Zeitbewegung, welche gerade den Dichtern willkommen sein mußte, eine Gestalt, welche jene Forderung, für die Anastasius Grün noch mit dem abstrakten Begriff der Wort- oder Gedankenfreiheit gedichtet hatte, mit ihrem ganzen historischen Gewicht zu verkörpern schien. War nicht der Censurzwang eine direkte Beleidigung gegen sie? Es war nicht mehr der große Erfinder, den man feierte, es war das historische Princip, welches seine Erfindung zu vertreten schien.

Seine schwarze Kunst hat Altes, Tausendjähr'ges umgestürzt,
Hat die Tyrannei gebrochen und das Pfaffenreich gestürzt,
Hat der Lüge Macht vernichtet, hat des Truges Netz entstrickt,
Hat des Wahns Gespinnst zerstöret und die Menschenfurcht erstickt.[1]

Und Béranger gab bei Gelegenheit der Einweihung des Straßburger Denkmals diese Auffassung mit den prägnanten Versen wieder:

Gutenberg est un symbole:
C'est le progrès éternisé.

Der Erfinder stellte sich persönlich an die Spitze des Zeitkampfes:

Ihr Völker, wachet auf und seht
Den Himmel selbst in Flammen!
Ihr Völker, wachet auf und steht
Ein einzig Heer zusammen!
Voran, voran, im Sturm voran!
Der Gutenberg trägt uns die Fahn'!
Ihr Völker, wachet auf![2]

Wir haben bereits bei An. Grün gesehen, wie er historische Persönlichkeiten zum Träger des politischen Gedankens machte. Das Jubiläum Gutenbergs brachte seine Gestalt wieder in lebendige Erinnerung, und die Tendenzpoesie hielt sie in der ganzen Zeit ihrer Blüthe fest. Neben Ulrich von Hutten ist er beinahe der

---

[1] K. Haltaus. Gedichte. 2. Aufl. Leipz. 45. „Gutenberg 1840."

[2] Herwegh, G., Gedichte eines Lebendigen I. 1. Gutenberglied.

Einzige aus der älteren deutschen Geschichte, den sie zum Lieblingshelden erkor.[1]

Die Menge der Schriften, welche zur Vorbereitung des Festes in den folgenden Jahren gedruckt wurden, trug wesentlich zur Erhöhung und Verbreitung der politischen Erregung bei. Die Sammlungen, welche am Ausgang des Jahrzehnts erschienen, folgen der Stimmung der Zeit, auch wenn sie nicht eigentlich politisch sind. Karl Herloßsohn und Theodor Creizenach[2] machen der Freiheit ihre Reverenz und H. F. Maßmann huldigt ihr in seinen „Arminsliedern", in denen noch einmal die Empfindung und schüchterne Sehnsucht der Periode nach den Freiheitskriegen wiederklingt. Er hat die Feuerzeichen der alten Hoffnungen nicht vergessen, wenn die Oktoberfeuer auch nicht mehr flammen, und freut sich der neuen publicistischen Bewegung:

So ist's Recht — ihr Zeitungsschreiber,
Wenn ihr seid der Zeiten Treiber.[3]

Vor Allem aber waren es zwei Werke, welche das Aufsehen und den begeisterten Beifall aller Freiheitsfreunde fanden: „Nächte, Gepanzerte Lieder" und „Der fahrende Poet", Dichtungen von Karl Beck.[4] Wie sie zeitlich am Ende der Periode des Werdens und am Beginn der Blüthezeit stehen, so auch litterarisch. Die äußere Form und ihr Gedankengehalt bezeichnen sie als Produkte *ihres* Jahrzehnts; das ungestüme Vorwärtsdrängen, das keckere und frischere Pathos künden das Kommende an. Beide zeigen die Eintönigkeit der

---

1 Die Gutenbergdichtung jener Jahre in deutscher und französischer Zunge ist ungemein umfangreich. Es seien hier nur einige von den Dichtern erwähnt, welche ihn und seine Kunst in dem obenbesprochnen Sinn zum Vertreter ihrer politischen Tendenz machen: Herwegh, Ged. eines Lebendigen I. 4 Lieder. Und i. d. „Deutschen Volkshalle" 1840. Prutz, Gedichte „Gutenberg". Sallet, „Der schwarze Landsturm". Wackernagel W., „Die vereinte Menschheit". Gottschall, R. Neue Ged. „Gutenberg". Ortlepp, E., „Zum Gutenbergfeste 1840". Gutzkow, K., „Gutenberg". Brocksieper, J., „Dunkelmanns Gutenberglied". W. Müller von Königswinter, „Rheinfahrt", Frkf. 46. S. 47. ff. K. Grün, Gutenbergslieder. Straßb. 40. Ferner s. Mosen, K. Buchner, E. Münch, A. Lamey, E. Stoeber u. a. Nicht uninteressant ist, wie Aug. Barbier, nicht nur Dichter, sondern auch Denker von gewaltigem Ernst, die Kunst Gutenbergs im Gegensatz zu Allen beurtheilt. In »La reine du Monde« (Satires et Poèmes. Brux. 1840) heißt es: O puissant Gutenberg! Würdest du heute deine Tochter wiedersehen, du würdest sehen Lüge und Verrath und würdest vielleicht bedauern, die Freiheit geliebt zu haben und ausrufen: »Oh! que n'ai-je jamais été!«

2 K. H. Scherben, Ged. 1838; — Th. Cr., Dichtungen, Mannh. 39.

3 Armin's Lieder, nebst einem Anhange. München 1839. „Der 18. Okt. 38. S. 1. „So ist's recht." S. 5.

4 Beide, Leipz. 38.

metrischen Form wie die politischen Dichtungen Grüns; der fahrende Poet ist durchweg in freien Sonetten geschrieben. Beide sind erfüllt von dem Gähren der letzten Jahre, von ihrer Unzufriedenheit und ihrem unklaren Wollen. Die Freunde warnten den Dichter, der Dirne zu folgen, die sich die Zeit nennt:[1]

Ich aber folgte himmelselig ihr,
Allnächtlich hielt ich brünstig sie umschlossen,
Im Glühweinrausch der Küsse sang sie mir
Die Märchen, ihrem Feuergeist entsprossen.
Sie nennt sich Zeit, und ihres Sehnens Drang,
Ihr Lieben, ihr Gebären, ihr Bestreben,
Und ihre Märchen, mitternächtig bang,
Ich schrieb sie hin mit meinem rothen Leben.

Und der Dichter hielt sein Versprechen. Was die Zeit liebte und gebar, die Polen, die Tyrannen, der freie Gedanke, das ganze Inventar der letzten Jahre wird uns aufgeführt. Der Bilderreichthum und viele einzelne Motive erinnern an An. Grün. Wie dieser vom Cobenzlberg gedankenvoll herabschaute, sieht Beck vom Stephansthurm auf das lärmende Wien, um doch nur ein „lebendig Schattenreich" zu sehen. Auch ihm ist die Eisenbahn das Symbol der neuen Zeit:[2]

Rasend rauschen rings die Räder,
Rollend, grollend, stürmisch sausend,
Tief im innersten Geäder
Kämpft der Zeitgeist freiheitsbrausend.
Stemmen Steine sich entgegen,
Reibt er sie zu Sand zusammen,
Seinen Fluch und seinen Segen
Speit er aus in Rauch und Flammen.

Und gleichwie Grün im Schutt singt auch er uns am Schluß des fahrenden Poeten von dem neuen Glauben der Zukunft und dem Tempel der Versöhnung. Realpolitische Fragen berührt er noch weniger wie seine Vorgänger. Und doch ist sein Ideal und geistiger Nährvater ein leidenschaftlicher politischer Kopf: Ludwig Börne. Der Geist der Briefe aus Paris, ihre glühende Liebe zur Freiheit und Menschheit sind es, die er mit dem Feuer einer jungen und starken Begabung, die zum ersten Male ihren Ausdruck sucht, in seine Dichtungen verpflanzt hat. Börne ist ihm der Evangelist, welcher für

---

[1] Karl Beck, Nächte, Leipz. 1838) „Der Sultan." S. 8.
[2] Nächte, 6. „Die Eisenbahn", Schluß.

das zweifelnde Jahrhundert die neue Bibel schreibt.[1] Er ist Gottes dritter Sohn, den der Schöpfer sich auserkor für Menschenrecht zu sterben, der erfüllen sollte, was Goethe, sein zweiter Sohn, nicht erfüllen wollte. Zu diesem sprach Gott einst:[2]

„Mein erstgeborner Sohn verschied, —
Dir geb' ich, Dir, wie keinem noch das Lied.
Es liegt die Menschheit in Tyrannenklausen,
Erwecke sie mit wundersamem Klang,
Es soll Dein Saitenspiel vom Recht erbrausen,
Das Freiheitslied, es sei Dein Schwanensang."

Er aber wollte selbst auf Erden blitzen,
Nicht ihm als zweiter Sohn, zur Rechten sitzen!
„Und willst du nicht", so sprach im Donnerton
Der Gott, — „so sollst Du doch ein Kreuz ertragen,
So fällt für Menschenrecht mein dritter Sohn
Und dieser wird ans Marterholz Dich schlagen!"

Von allen poetischen Produkten des Jahrzehnts, welche einen politischen Charakter tragen, sind die beiden Dichtungen Karl Becks zweifellos die anziehendsten. Sie gehen nicht über den Gedankenkreis der Vorgänger hinaus, aber ihr Tempo ist ein neues und frischeres. Man fühlt, daß sie das Kind einer Zeit sind, deren Herz rascher zu schlagen beginnt. In einer kurzen Besprechung derselben in der deutschen Volkshalle von 1839 spricht der lauteste Rufer der kommenden Jahre, Georg Herwegh, von „einem prometheischen Funken" in ihnen; sie seien „erstickte Thaten". Er stand sicher nicht allein mit diesem überschwänglichen Urtheil; es spricht auch daraus die Stimmung der Zeit, die uns derselbe Kritiker ebenda empfinden läßt, wenn er sagt:[3] „Ich kenne Dichter, denen die Thräne im Auge blitzt, daß sie thatlos dasitzen müssen und Lieder schreiben, statt hinauszuziehen in die Feldschlacht; ich kenne Dichter, die in bitterm Groll euere Liebe verspotten, weil sie nur eine Braut haben, die Freiheit."

Thatlos dazusitzen, war nun zwar auch fernerhin noch das Schicksal dieser Poeten, die sich nach der Feldschlacht sehnten, aber um so thätiger machten sie Gebrauch von ihrem Rechte, Lieder zu schreiben, die bald alle der gleichen Braut huldigen sollten.

Wir sahen im Vorhergehenden, wie die politische Dichtung des 4. Jahrzehnts sich langsam aus den Keimen des vergangenen weiter-

---

[1] Nächte, S. 78.

[2] Der fahrende Poet. 41. Gedicht. S. 76.

[3] Gedichte u. krit. Aufsätze. Bell-Vue 1845. I., S. 103.

entwickelt. Sie folgt in ihrem Gange den historischen und politischen Strömungen, schwillt an mit ihnen und geht zurück mit ihnen. Ihr Ideengehalt bleibt sich im Wesentlichen ziemlich gleich und ist am Ende nicht reicher als am Beginn. Soweit sie nicht an geschichtliche Ereignisse und Personen anknüpft, wie an die Vertreibung der Sieben und an Gutenberg, hält sie sich gern nur an die allgemeine Tendenz des öffentlichen Lebens und Strebens: Sie betet die Freiheit an und preist den Zeitgeist, haßt leidenschaftlich die Tyrannen und klagt und hofft. Die Verfassungswünsche, welche sich an das königliche Versprechen klammern, und die Censurfrage sind fast die einzigen realpolitischen Punkte, welche in die Dichtung Eingang finden. Die Motive der Behandlungsweise werden zwar vorbildlich für die Nachfolger, aber ihre Zahl ist eine beschränkte, und der Armuth daran entspricht die Armuth an metrischen Formen. Auch der zurückhaltende Ton, welcher vorwiegt, trägt dazu bei, daß das Meiste reizlos und prosaisch wirkt. Noch sind es im Verhältnis nur wenige Dichter, welche größere Sammlungen der Tendenz widmen, und es sind, von einigen Ausnahmen abgesehen, nicht gerade die besten. Ein großer Theil wandelt noch auf den Pfaden der Romantik und Heinrich Heines; und das Interesse des andern, bei dem sich die Unzufriedenheit der Zeit und die Sehnsucht nach Neuem regt, zieht jahrelang das junge Deutschland in Prosa und prosaisch von den staatlichen Dingen ab und lenkt es auf Fragen der Religion, der Moral und des gesellschaftlichen Lebens. Es mußte das so sein. Es war so vor der großen französischen Bewegung und wiederholt sich ähnlich in unseren Tagen. Nicht ein paar Dichter erschaffen eine Richtung des menschlichen Geistes, sondern eine solche ihre Dichter. So war auch das Junge Deutschland eine logische Geburt der Stimmung einer Periode, die sich gedrückt und behindert fühlte, die sich nach Entmündigung sehnte und strebte. Es ist begreiflich, ja natürlich, daß ein großer Theil einer so empfindenden Menschheit, jeder schwächere Kopf den Druck zuerst da empfindet und sucht, wo seine eigne Persönlichkeit berührt wird, ehe er sich zur Höhe des Allgemeininteresses erhebt. Es wird zunächst geschehen bei den herrschenden Anschauungen der Moral und der gesellschaftlichen Gesittung. Das Junge Deuschland war der litterarische Ausdruck dieses Theiles, und wohl auch ohne die Winke Menzels würde der Bundestag mit Recht aus dem Evangelium der Emancipation des Fleisches ein Symptom der allgemeinen freiheitlichen Gährung herausgefühlt haben. So ist die Aufmerksamkeit Vieler nach dieser Seite gerichtet, und die politische Dichtung spielt nur eine bescheiden begleitende Rolle. Noch bleiben

die traditionellen Pflegestätten deutscher Lyrik, die Musenalmanache und Taschenbücher der alten Fahne der Liebes- und Frühlingspoesie treu und rein von der Tendenz. Erst gegen Ende des Jahrzehnts künden Becks Dichtungen einen entschiedeneren Ton und einen schnelleren Schritt der Entwicklung an. Das politische Interesse ist gestiegen. Historische, litterarische und philosophische Momente wirken zusammen, um am Schluß des Jahrzehnts die langsame, innerlich und äußerlich gemäßigte Entwicklung der Zweckdichtung zu unterbrechen und einen Aufschwung herbeizuführen, dessen plötzliches Auftreten und rasche, alles ansteckende und beherrschende Ausdehnung den Charakter einer Epidemie trägt.

III.

Zeit der Blüthe.

Seit Friedrich, dem ersten Kurfürsten von Brandenburg aus dem Hause der Hohenzollern, hatte das Jahr Vierzig für Preußens Geschichte stets eine wichtige Wendung gebracht. Vor hundert Jahren hatte Friedrich der Große die Regierung angetreten, vor zweihundert der große Kurfürst. Würde die ominöse Jahreszahl auch diesmal ihren Ruf rechtfertigen? Eine erwartungsvolle Spannung lag über dem ganzen deutschen Volke. Die politische Sensibilität steigerte sich, man kann sagen, von Tag zu Tag. Das Interesse, welches man der Persönlichkeit des Kronprinzen entgegenbrachte, erhöhte die allgemeine Erwartung. Allerlei widersprechende Gerüchte schwirrten über ihn in der Luft. Er sollte dereinst für die geliebten Polen Sympathie geäußert haben; würde er des Wortes vom 15. Mai gedenken? Hoffnungsvoll zumeist sah man seiner Regierung entgegen. Nachdem er dann in der That im Jahre 40 als Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen hatte, machte sein Auftreten in Königsberg und Berlin den günstigsten Eindruck. Fr. v. Sallet gehörte sicher zur Minorität, wenn er sich davon wie von dem Wesen eines Comödianten abgestoßen fühlte. Einzelne Maßregeln wie die Wiedereinsetzung E. M. Arndts und die Berufung der Gebrüder Grimm vermehrten die zufriedene Stimmung. Vor Allem aber erregte sein Verhalten in Königsberg bei dem freiheitersehnenden Theil des preußischen Volkes einen naiven Hoffnungstaumel, aus dem es ebenso schnell wieder herausgerissen werden sollte. Die Stände der Provinz Preußen hatten in einer Denkschrift an das Versprechen vom 22. Mai erinnert und waren trotzdem mit einem gnädigen Landtagsabschied entlassen worden! Dieser Umstand hatte genügt, um überall die freudigen Hoffnungen auf Einführung der versprochenen Verfassung sicher zu machen. Diesen trat der König am 4. Oktober durch eine Cabinetsordre ausdrücklich entgegen,[1] und die Enttäuschung war um so größer, je unerwarteter sie

[1] Prutz, R., 10 Jahre, II. Bd. Documente und Aktenstücke. S. XVII. An den Staatsminister v. Rochow, Sanssouci, 4. Okt. 1840 u. Prutz, I. S. 235 ff. 271 ff.

gekommen war. Die darauffolgende, pessimistische Stimmung kam alsbald in der Dichtung mit der heftigsten Entschiedenheit zum Ausbruch bei einer scheinbar rein litterarischen Gelegenheit, bei der man es ohne das Vorangegangene weder vermuthen noch verstehen könnte. Doch ehe wir dies weiter verfolgen, sei der Blick noch nach einer anderen Seite gerichtet.

Seit der Mitte des letzten Jahrzehnts erschien der erste große Rückblick über das, was das deutsche Volk in der Dichtung geleistet hatte: Gervinus' Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen. In der Einleitung des ersten Bandes war es als ein Zweck des Werkes mitbezeichnet, durch den Spiegel einer befriedigenden Vergangenheit „der Nation ihren gegenwärtigen Werth begreiflich zu machen, ihr das verkümmerte Vertrauen auf sich selbst zu erfrischen und ihr den gewissesten Muth auf die Zukunft einzuflößen". Im Jahre 41 erschien der fünfte Band. Der Verfasser, welcher zu den Sieben von Göttingen gehört hatte, besaß viel zu viel Farbe, als daß der Zeit erregter Sinn eindruckslos bei ihm geblieben wäre.

Wir erkennen diesen in der scharfen Verurtheilung von Goethes quietistischem Alter und dessen, was der Dichter zu „historischer Ansicht gelangen" genannt hatte.[1] Aber mehr noch: Der Schluß des Werkes fordert direkt auf, das Feld poetischer Produktion eine Weile brach liegen zu lassen. Der deutsche Volksgeist hat in der Kunst das Größte erreicht; er hat zu beweisen, daß er auch im Staate etwas vermag. „Die ernste Zeit mahnt uns, ihr ganz uns hinzugeben." Wollen die Dichter, die ihren Gram theilen, dem Herzen Luft machen, dann bleibt ihnen nur die politische Satire: „Ja, wer selbst, wie Goethe, derselben noch so abgeneigt wäre, müßte sich dem Rufe der Verhältnisse bequemen. Diese politische Satire müßte im geraden offnen Kampfe gegen die offnen, schiefen Zustände im Großen angehen."[2] So kennt die erste umfassende Darstellung deutscher Geistesthat für die nächste Zukunft nur *ein* erstrebenswerthes Ziel, die Reformierung des Staatslebens. Gervinus' Buch endet mit den Worten: „Der Wettkampf der Kunst ist vollendet; jetzt sollten wir uns das andere Ziel stecken, das noch kein Schütze bei uns getroffen hat, ob uns auch da Apollon den Ruhm gewährt, den er uns dort nicht versagte."

Auch das andere Gebiet des geistigen Lebens, auf dem der Deutsche seine ruhmvollsten Thaten vollbracht hatte, die Philosophie,

---

[1] Vergl. 3. Aufl. V. S. 384 ff. [2] S. 657 ff.

wies mit erneutem und verstärktem Nachdruck auf das gleiche Ziel hin. Die Lehre Hegels hatte vom Wesen des Staates den höchsten Begriff entwickelt. „Der Staat, das an und für sich Vernünftige, führt er in den Grundlinien der Philosophie des Rechts aus,[1] hat das höchste Recht gegen die Einzelnen, deren höchste Pflicht es ist, Mitglieder des Staats zu sein. . . . . Indem er objectiver Geist ist, so hat das Individuum selbst nur Objektivität, Wahrheit und Sittlichkeit, als es ein Glied desselben ist. Die Bestimmung der Individuen ist, ein allgemeines Leben zu führen; ihre weitere, besondere Befriedigung, Thätigkeit, Weise des Verhaltens hat dies Substantielle und Allgemeingültige zu seinem Ausgangspunkte und Resultate." Aber Hegel schien dabei mit dem gerade bestehenden Staatssystem zufrieden zu sein. Er war in streng conservativen Anschauungen gestorben, und seine Lehre durch die „lächerliche Berufung" Gablers, wie Treitschke sagt, förmlich als preußische Staatsphilosophie anerkannt worden. Hand in Hand nun mit dem wachsenden politischen Bewußtsein war am Ausgang des Jahrzehnts auch seine Philosophie in ein neues Stadium getreten, und zwar in Bezug auf die Anschauung vom Staate nach einer Richtung hin, die mit der conservativen ihres Gründers in direktem Gegensatz stand. Es war besonders ein Satz in der Vorrede zu seiner Rechtsphilosophie, welcher den Widerspruch seiner jüngsten Schüler hervorrief, und welchen Haym die „absolute Formel des politischen Conservatismus, Quietismus und Optimismus" nennt.[2] Es war dies der Satz: „Was vernünftig ist, das ist wirklich; und was wirklich ist, das ist vernünftig."[3] Diesem Satz entsprechend giebt denn auch Hegel den Zweck seines Werkes mit folgenden Worten an:[4] „So soll denn diese Abhandlung, insofern sie die Staatswissenschaft enthält, nichts anderes sein, als der Versuch, den Staat als ein in sich Vernünftiges zu begreifen und darzustellen. Als philosophische Schrift muß sie am entferntesten davon sein, einen Staat, wie er sein soll, konstruieren zu wollen; die Belehrung, die in ihr liegen kann, kann nicht darauf gehen, den Staat zu belehren, wie er sein soll. Das was ist zu begreifen, ist die Aufgabe der Philosophie, denn das was ist ist die Vernunft." Damit schien also Hegel in dem bestehenden preußischen Staat das absolut Vernünftige

---

[1] Hegel's Werke, Berlin 33. 8. Bd. S. 313 § 258.
[2] Haym, R. Hegel und seine Zeit. Berlin 1857. S. 365.
[3] Hegel, Werke, Berl. 33. 8. Bd. S. 17.
[4] Ebenda S. 18.

anzuerkennen, welches zu begreifen die Philosophie lehren müsse.[1] Von der staatlichen Wirklichkeit ausgehend, die ihn umgab, spricht sich Hegel in seinem Werk auch gegen allgemeine Wahlen (§ 311) aus; das Mitglied des Staates kann im Staate nur als Mitglied eines Standes in Betracht kommen (§ 308). — Es war natürlich, daß solche Anschauungen am Ende des 4. Jahrzehnts bei dem lebhaft bewegten Zeitgeist auf heftigen Widerspruch stießen. Man gab aber nun die einmal herrschende Philosophie nicht auf, man suchte nur nachzuweisen, daß sie ihrem eignen System untreu geworden sei. In dem oben citierten Satz: „Was wirklich ist, das ist vernünftig, und was vernünftig ist, das ist wirklich", fand sich, um mit Haym zu reden (S. 368 f. Werkes) „die Brücke, um je nach Belieben und Bedürfen dem Empirismus oder dem Idealismus den Rücken zu kehren." Aus der Logik und der Encyklopädie weist Haym nach, daß die „empirische, erscheinende Wirklichkeit nicht identisch mit der wahren, vernünftigen Wirklichkeit" zu sein braucht.[2] Und der Vorkämpfer dieser Junghegelianer, Arnold Ruge, ging von des Lehrers Definition vom Staat aus, in welcher (§ 257) gesagt war, „daß das Selbstbewußtsein des Einzelnen durch die Gesinnung im Staate, als seinem Wesen, Zweck und Produkte seiner Thätigkeit, seine substantielle Freiheit habe." Ruge folgert nun: Aber der Staat ist ja „Zweck, Produkt und Wesen des Einzelnen" nur, indem alle Einzelnen den historischen Geist der Periode in Versammlungen und andern Ausdrücken ihrer Gedanken und ihres Willens verwirklichen. Dies kann nur geschehen durch das Compromiß, der Majorität zu gehorchen. Ohne diesen Vertrag ist die Idee des Staates, die Hegel hier aufstellt, nicht zu verwirklichen. „Es ist ein trauriger Anblick, Hegel von der Philosophie und der Republik oder dem freien Geiste abfallen zu sehn, sobald ihm die geschichtliche Gestalt ihrer Verwirklichung vor die Augen tritt."[3] „Den Widerspruch seiner Lehre aufzuzeigen und aufzulösen", war die Aufgabe und Leistung des Hauptorgans der Junghegelianer, der Hallischen, später deutschen

[1] Vergl. mit diesen Ausführungen auch Ruge, A., Aus früherer Zeit, Berl. 1867. IV Bd. S 435 nennt er Friedrich Wilhelm IV. Hegels bösen Genius, Berlin sein Philippi. 431 ff. interessante Mittheilungen über den Verkehr mit dem Kronprinzen — Diese Wendung in der Philosophie behandelt auch Brandes, G., im 6. Bd der Hauptströmungen. S. 17.

[2] Einer der politischen Dichter, Karl Heinzen, giebt dem Gedanken in folgendem Epigramm Ausdruck:

Bedenken. „Alles, was ist, ist vernünftig." Wir ließen es gern uns gefallen.
Hieß es auch umgekehrt: Alles Vernünftige ist.

Gesammelte Schriften v K. Heinzen, New-York 1858. 1. Bd. S. 186.

[3] Ruge, A. Aus früherer Zeit. IV. S. 379/80); in diesem Band ist auch eine Darstellung der Geschichte der Jahrbücher gegeben.

Jahrbücher, welche vom Jahre 38 bis Anfang 43 erschienen. Mit aller Entschiedenheit vertraten sie die neue Auffassung und übertrugen sie mit Geist und Geschicklichkeit auf die schwebenden Fragen der Gegenwart. Der Satz Hegels, daß es die höchste Pflicht der Einzelnen sei, Mitglieder des Staates zu sein, wurde im Bewußtsein der Zeit neu belebt und fortgebildet zu einer bedeutungsvollen Pflichtenlehre, welche dem Einzelnen nicht bloß die praktische Mitwirkung am öffentlichen Leben zusprach, sondern gegebenen Falls auch das Eintreten für eine Aenderung des Systems zum moralischen Gebot machte.

So schien zu dem Ziel, welches das Zeitbewußtsein und der politische Fortschritt erstrebte, zugleich auch die Schlußerkenntnis der litterargeschichtlichen wie philosophischen Forschung hinzuführen. Beim Volke der Dichter und Denker, dem zaghaft gründlichen deutschen Hamlet, ist dies für die Weiterentwicklung der politischen Poesie von zweifelloser Bedeutung. Gerade in Deutschland hatte die Dichtung stets bereitwillig Anregungen von der Philosophie empfangen. Auch jetzt geschah es wieder: Sie verdankte jetzt ihren Lehren vor Allem das Selbstbewußtsein ihrer Berechtigung, durch das sie zur Tendenz ermuthigt wurde, welches sie allen Angriffen gegenüber bewahrte. Bewegte Zeiten hatte es auch früher gegeben, ohne daß in Deutschland die Dichtung abgewichen war von ihrem Glauben an die einzige Aufgabe der Kunst, der Schönheit zu dienen. Was früher die Ereignisse allein nicht vermocht hatten, vermochten sie jetzt mit Hilfe der Erkenntniswissenschaften. Warum sollte der neue, hohe Imperativ, welcher für jedes Individuum im Staate galt, nicht auch für den Dichter bindend sein? Es trat im Gegentheil ein direkter Umschlag der Anschauung über die Aufgaben der Poesie ein. Man fing an, die Dichtung, welche in den Dienst der Geschichte und des staatlichen Fortschritts getreten war, als die höhere, ja die einzig würdige zu betrachten, und vollbewußt stützte man sich dabei auf die philosophischen Theorien. Die alten, ewigen Themen der Lyrik mußten zurücktreten vor der neuen, ernsten, politischen Aufgabe. So trägt die Abtheilung der politischen Gedichte Sallets den bezeichnenden Titel: „Ernsthafte Gedichte"; das erste ist ein klares Manifest der veränderten Auffassung von poetischen Stoffen:[1]

Sonettchen an Amanda,
So leiern wir nicht mehr.
Es ward zur Propaganda
Das deutsche Dichterheer.

---

[1] Gesammelte Gedichte, Königsberg 1843. S. 309 u. 308.

Ich, Paul Traeger, bin geboren am 17. Februar 1867 zu Großhartmannsdorf bei Freiberg. Bis zum 14. Jahre besuchte ich die Lehr- und Erziehungsanstalt in Dresden-Friedrichstadt, alsdann das Gymnasium zum heiligen Kreuz, welches ich Ostern 87 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Ich bezog als Jurist zunächst die Universität Heidelberg, ging jedoch schon im nächsten Semester nach München, wo ich mich bald ausschließlich historischen, philosophischen und namentlich litterargeschichtlichen Studien widmete. Ich hörte bei den Herren Prof. Heigel, W. H. von Riehl, Prantl, Carriere, Brunn, Breymann, Muncker, Golther und vornehmlich bei M. Bernays, dessen Seminar ich bis zu seinem Weggange von München ständig anzugehören das Glück hatte. Im Sommer 90 ging ich nach Straßburg und wurde Mitglied der Seminarien der Herren Prof. Varrentrapp und Henning. Im Winter kehrte ich nach München zurück und fand meine weitere wissenschaftliche Förderung namentlich bei Herrn Prof. Muncker und zuletzt noch bei Prof. Paul. Alle die genannten Universitätslehrer, denen ich vielfach verpflichtet bin, möchte ich meiner dankbaren Gesinnung versichern. Im Juli 93 bestand ich das Examen rigorosum; am 25. dieses Monats fand der öffentliche Promotionsakt statt.